This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

E 88181

Charles B. Woodruff Book Fund

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Schwartze, Lebensgeschichte

gez. Dutailly

gest. De Launay

Eine spanische Schenke (ca. 1809)

Wahre und abenteuerliche

Lebensgeschichte

eines Berliners

der in den Kriegsjahren 1807 bis 1815 in Spanien, Frankreich und Italien sich befand

Von

Carl Schwarze

*

Herausgegeben,
mit Nachwort und Anmerkungen versehen von
Alexander von Gleichen-Rußwurm

1 9 2 1

Drei Masken Verlag München

Alle Rechte vorbehalten
*
Für das Nachwort des Herausgebers
Copyright 1920
by Drei Masken Verlag G. m. b. H.
München
*
Die Abbildungen sind nach zeitgenössischen Lithographien und Stichen aus der Münchner Graphischen Sammlung reproduziert

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig

Es war am achten Januar des Jahres — — doch wozu brauche ich die Jahreszahl zu nennen? — Es ist für jeden Leser hinreichend, wenn ich melde, daß das Sterbejahr Friedrichs des Einzigen[1]) das Jahr meiner Geburt ist: ein Umstand, auf den ich immer einiges Gewicht gelegt habe; nicht daß ich von dem Dünkel geplagt wäre, ein Fünkchen von dem leuchtenden Geiste des großen Monarchen sei mir zu Theil geworden — was übrigens auch unmöglich ist, indem Friedrich mehr als ein halbes Jahr *nach* meiner Geburt, wo also der Embryo *meines* Geistes schon in mir vorhanden war, *seinen gewaltigen* Geist aushauchte — sondern bloß um sagen zu können: auch *ich* war ein Zeitgenosse des ewig unvergeßlichen Königs!

Mein Vater, ein sehr braver, rechtschaffener Handwerksmann, war, nach meiner Ansicht, in seinen Erziehungs-Grundsätzen ein wenig zu streng; denn er bemühte sich gar zu sehr, dem jugendlichen Muth und Muthwillen die engsten Fesseln anzulegen, was besonders bei Knaben gewöhnlich nicht zum vorgesteckten Ziele führt. Meine gute Mutter konnte mit Recht den Namen einer rechtlichen Gattin und thätigen Hausfrau führen, und war — wie es beim

weiblichen Geschlecht immer der Fall, wenn es nicht aus der Art geschlagen — milder und nachsichtsvoller gegen ihre Kinder, als ihr Gatte. In einem Zeitraume von achtzehn Jahren nannten meine Eltern acht lebende Kinder — von denen ich das älteste war und die aus vier Knaben und vier Mädchen bestanden — ihr geliebtes, wenn auch viel Mühe und Sorgen verursachendes Eigenthum.

Was in seinen Kräften stand, um uns Kindern ordentliche Schulkenntnisse beizubringen, that mein Vater gewiß; daß aber in dieser Hinsicht seine Kräfte nur sehr gering waren, wird man bei einem für das nothdürftige liebe Brodt arbeitenden Vorstande einer zahlreichen Familie wohl von selbst einsehen. Den ersten Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen erhielt ich von meinem Vater selber, machte aber nur im erstgenannten bedeutende Fortschritte bei ihm, so daß ich als sechsjähriger Knabe (1792) des Abends meinem Vater den politischen Theil der Haude- und Spenerschen Zeitung[2]) schon vorlesen konnte und mußte, auch gern solches that, und von meiner Lektüre eben so viel verstand, als mancher Fox[3]) oder Benjamin Constant[4]) unserer Bier-Clubbs. Aus Vorstehendem glaube ich den Beweis liefern zu können, daß ich sehr wißbegierig und neugierig war, und daß, wenn ich einen gehörig geleiteten Schul-Unterricht bis zum Jünglings-Alter hätte genießen können, kein ganz gewöhnlicher Mann aus mir geworden wäre; so aber konnte es nicht anders sein, als daß durch alles Gedruckte, was mir zufällig in die Hände fiel oder zum Lesen gegeben wurde, mein Geist eine etwas aben-

theuerliche Richtung bekommen mußte, wozu die damals in den stärksten Flammen brennende und leuchtende Französische Revolution, und die Raisonnements, welche in allen Ständen darüber geführt wurden und auch eine Lieblings-Unterhaltung meines Vaters waren, viel beitrugen.

In meinem neunten Jahre kam ich in eine Schule, in welcher ich ein halbes Jahr blieb, und weiter nichts dadurch profitirte, als daß ich die Buchstaben ein klein wenig besser kritzeln lernte. Neben dem Wohnhause meiner Eltern war unterdessen eine neue Privat-Schule errichtet worden, und mein Vater übergab mich dem Vorsteher derselben. In dieser Lehr-Anstalt lernte ich in einem Zeitraume von drei Jahren eine ziemlich deutliche und orthographische Handschrift anfertigen, das nöthigste Rechnen, einige Französische Vokabeln, unter der Rubrik „Zeichnen" ein Papier-Beschnörkeln und einen auf Lesen und undeutliches Erklären der Bibel beschränkten Religions-Unterricht. Hiernach kam ich in die dritte und letzte Schule, welcher ein Mann von der Französischen Colonie[5]) vorstand; ich verblieb ungefähr ein Jahr in derselben, zog aber den meisten Nutzen aus dieser Lehr-Anstalt: denn als ich sie verließ, verstand und übersetzte ich ziemlich gut Französisch, wußte auch das Nothwendigste aus der Naturgeschichte, Geographie und Weltgeschichte.

Vorstehend habe ich also den Unterricht aufgezählt, den ich erhielt und — mit dem Maaßstabe gemessen, der an die Vermögens-Umstände und die staatsbürgerlichen Verhältnisse meines Vaters gelegt

werden muß — höchstens erhalten konnte. Jedes Buch, das ich in meinen Mußestunden irgendwo erwischen konnte, wurde von mir zu lesen angefangen, und, nachdem ich Geschmack daran fand, entweder gleich wieder fortgeworfen, oder halb durchgelesen, oder ganz verschlungen, und meine Eltern, die natürlich keine große Einsicht in die Wahl der Lektüre haben konnten, glaubten mich immer sehr zweckmäßig beschäftigt, wenn ich ein Buch in der Hand hatte. —

Das erste belletristische Buch, welches mir in die Hände fiel und mich außerordentlich anzog, so daß ich es noch jetzt mit Vergnügen lese, waren Veit Webers[6]) „Sagen der Vorzeit", und Jeder, der sie kennt, wird ihnen Gediegenheit und Interesse nicht absprechen können. Rittergeschichten wurden demnach eine Lieblings-Lektüre für mich, obgleich nur wenige mich in dem Maaße befriedigten, wie vorbenannte Sagen. Räubergeschichten im Genre des „Rinaldo Rinaldini"[7]), der zu seiner Zeit Epoche machte, waren für mich ohne besonderes Interesse: wahrscheinlich nur aus der Ursach, weil ich Charakter-Festigkeit bei ihren Helden vermißte; lieber hatte ich mit mährchenhaften und phantastischen Erzählungen zu thun, wenn sie originell und gerundet waren, woraus meine Leser leicht ersehen werden, daß ich ein wenig Schwärmer war und — Aufrichtigkeit sei bei meiner Selbst-Biographie die Hauptsache — wohl noch bin.

Etwas später wurden Bürgers Gedichte, so wie überhaupt gute, besonders erzählende Verse ein Lieblings-Gericht meiner geistigen Nahrung, und erweck-

ten ganz außerordentlichen Trieb in mir, mich in der Poesie zu versuchen. Daß ich nichts Vollständiges und nichts Vorzügliches zur Welt brachte, weiß ich sehr gut; doch habe ich Eigenliebe genug, zu behaupten, daß bei gehöriger Leitung ich unter den Dichtern zweiten Ranges nicht der schlechteste geworden wäre.

Mit meinen Knabenstreichen will ich dieses Papier nicht anfüllen; es ging mir wie fast allen Knaben meines Alters: ich spielte, wurde von meinen Kameraden geprügelt, prügelte sie wieder, und bekam zuweilen Züchtigung von Lehrer und Eltern: von meinem Vater verdientermaaßen und auch aus geringfügigen Ursachen einigemal etwas derbe, von meiner Mutter zwar oft welche, aber immer nur gelinde, und vom Lehrer, wenn ich tolle Streiche gemacht hatte, selten aber wegen schlechten Lernens.

Was das Verhältniß mit meinen Geschwistern anbelangt, so vertrugen wir uns, kleine unvermeidliche Neckereien abgerechnet, recht gut, wiewohl ich ziemlich das Gegentheil meines nach mir folgenden Bruders war. Er war ernster und nachdenkender, ich lustiger und leichtsinniger; er vollendete gern das einmal Angefangene, ich fing gern viel an und vollendete wenig.

In meinem sechszehnten Jahre, bevor noch meine jüngste Schwester das Licht der Welt erblickt hatte, hielt mein Vater es für rathsam, daß ich die Laufbahn beträte, auf welcher ich mein Fortkommen zu bewerkstelligen hätte. Da also meine Eltern keine Mittel besaßen, mich irgend einer Wissenschaft zu

widmen, ein gewöhnliches Handwerk aber auch für mich unpassend hielten, weil ich ganz und gar keine Neigung dazu verspürte, so verständigten wir uns dahin, einen Mittelweg einzuschlagen, und daß dieser aus meinem Hang zum Lesen entsprungene Mittelweg mich zur Erlernung der Buchdruckerkunst führte, bei welcher ich meinen Geschmack mehr zu befriedigen hoffte, als es bei ihr der Fall war und sein kann, ist kein Wunder. Schriftsetzen also war das Geschäft, welches zu erlernen ich anfing.

Meine fünf Lehrjahre verstrichen so ziemlich eins wie das andere: ich brachte meine Arbeitsstunden regelmäßig in der Officin zu, füllte zu Hause meine Muße mit der verschiedenartigsten Lektüre aus, und machte des Sonntags gewöhnlich kleine Spaziergänge im Thiergarten. Mein Vorgesetzter war mit meiner Aufmerksamkeit und meinem Fleiße beim Setzen zufrieden, und meine Eltern waren froh, daß Jener keine Klage über mich führte; denn besonders mein Vater hatte befürchtet, daß ich keine Ausdauer zeigen möchte.

Seit einigen Jahren schon hatte mein Vater Brustbeschwerden gefühlt, sich aber immer stärker gestellt, als er war: da erkrankte der wackere Mann sieben Wochen vor meiner beendeten Lehrzeit so sehr, daß er das Bett hüten mußte. Es war im Sommer 1806. Dazumal schwebte Jedermann in gespannter, ahnungsvoller und dumpfer Erwartung der Dinge, die zwischen unserm als tapfer bewährten Heere und dem des gewaltigen Napoleon sich bald zutragen würden.

Mein Vater hatte ein ziemlich richtiges Vorgefühl von den nahen Ereignissen, und war deshalb sehr von Sorgen für das künftige Loos seiner zahlreichen Familie erfüllt —: ein Umstand, der wenigstens nicht als Balsam zu seiner Genesung betrachtet werden konnte. Der Ausmarsch des Berliner Gensdarmen-Regiments war das Letzte, was er von politischen Neuigkeiten erlebte. In seinen letzten Lebenstagen hatte er mit vielen Schmerzen zu kämpfen, und der 31ste August 1806 war der letzte Tag seines irdischen Daseins; auf seinem Großvaterstuhl entschlief er sanft zu einem bessern Leben.

Da standen nun seine trostlose Wittwe und acht, größtentheils unerzogene Kinder um den Entseelten, von Schmerz und bangen Sorgen wegen der Zukunft erfüllt. Ein kleiner Viktualienhandel, den meine Mutter betrieb, reichte kaum hin, das für den Mund Nöthige zu erwerben, und die schlagfertig stehenden Kriegsheere verdunkelten jede Aussicht noch mehr. Der schädliche Einfluß davon zeigte sich schon merklich in den Buchdruckereien; eine Presse nach der andern gerieth in's Stocken, ein Mitglied nach dem andern wurde geschäftslos, und folglich hatte ich schlechte Hoffnung, nach bald vollendeter Lehrzeit in Arbeit zu bleiben: von vierzehn Gehülfen waren nur noch zwei bei meinem Lehrherrn in Thätigkeit. Der für jeden jungen Menschen so freudige Tag, an welchem er eine Art von Selbstständigkeit erhält, ging mir sehr einförmig vorüber, und bald traf das ein, was ich vorhergesehen hatte.

Die für Preußen anfangs so unglückliche, an gu-

ten Folgen aber so unermeßlich reiche Schlacht bei Jena wurde geschlagen, und obgleich manches Gerücht in Berlin in Umlauf gebracht wurde, nach welchem die Franzosen bei Wittenberg und andern Orten wieder zurückgetrieben worden sein sollten, so mochte doch nur in der Brust weniger Berliner der Hoffnungsfunken glimmen, daß das Napoleonsche Heer die Haupt- und Residenzstadt nicht besetzen würde; denn alle Anstalten: der Abgang der letzten Depot-Bataillons, das Einschiffen der Kriegsgeräthschaften aus dem Zeughause, das Einpacken der Schatzkammer u. s. w., deuteten auf die baldige Ankunft der ungebetenen Gäste. Und so geschah es denn in dieser banger Erwartung vollen Periode, als Berlin ganz ohne Soldaten war, daß, als ich eines Mittags von der Druckerei zu Tische ging, plötzlich einige grün uniformierte Krieger zu Pferde, einen Trompeter an der Spitze, aus der Friedrichsstraße vom Hallischen Thore her in die Jägerstraße einschwenkten. „Es sind die Russen, welche uns zu Hülfe kommen!“ rief mancher Inwohner dem andern zu, um diesem einen Trost einzusprechen, welchen er vielleicht selbst nicht hatte. Die Richtung aber, woher die Reiter gekommen, verbunden mit der mir aus Beschreibungen bekannten Uniform und der dreifarbigen Kokarde, überzeugten mich bald, daß sie Französische Chasseurs waren. Sie ritten nach dem Rathhause, um Quartier für die am nächsten Tage einrückenden Regimenter ihrer Landsleute zu bestellen.

Fast Jeder, der noch so viel Muth hatte, aus

dem Fenster zu sehen*), fragte mich nun, ob Russen oder Franzosen angelangt wären? Ich beantwortete diese Fragen der Wahrheit gemäß, wobei es mich ein wenig kitzelte, den Sachverständigen und Belehrenden spielen, und den Leuten aus einander setzen zu können, daß sie gar nichts zu befürchten hätten, daß der Feind, seines eigenen Vortheils wegen, kein Geschäft stören würde u. s. w. Nachmittags rückte eine Abtheilung rother Husaren ein, lagerte einige Stunden auf dem Dönhofsplatz und verließ am Abend wieder die Stadt. Des andern Tages aber schon zogen die Französischen Legionen durch Berlin, und bald darauf rückte ihr Kaiser mit seinen imponirenden Garden ein.

Acht Tage nach diesen Vorfällen war mein Lehrherr, dessen Geschäfte nunmehr ganz stockten, mich zu entlassen genöthigt, und ich hatte seit beendigter Lehrzeit kaum so viel verdient, als ich am Tage meiner Lossprechung bezahlen mußte.

An ein anderweitiges Unterkommen in meinem Geschäfte war vor der Hand in Berlin gar nicht zu denken, indem jeder Prinzipal höchstens für einen oder einige seiner ältesten Gehülfen Beschäftigung hatte, und deshalb blieb mir nichts übrig, als entweder Berlin zu verlassen, oder meiner Mutter ein

*) Ein großer Theil der Einwohner hatte eine sonderbare Vorstellung von dem bevorstehenden Einmarsche der Franzosen: sie glaubten, daß diese überall plündern und aufräumen würden, und deshalb waren sehr viele Läden geschlossen und die Aushängeschilder weggenommen worden, welches letztere auch meine Mutter that, und nur mit vieler Mühe konnte ich sie überreden, ihren Laden nicht zu schließen.

wenig zur Hand zu gehen und bei unſerm Wirth, einem großen Fabrikanten, einige Groſchen zu verdienen. Ich that vor der Hand das letztere: denn erſtens ging es im ganzen Preußiſchen Staate, ja, in ganz Deutſchland, mit der Buchdruckerei ſehr lau, und zweitens wollte meine Mutter mich nicht gern von ſich laſſen. Mein nächſter Bruder hatte in einer Kattunfabrik die Holzſchneidekunſt erlernt und verdiente noch hin und wieder etwas; von meinen übrigen ſechs Geſchwiſtern war aber kein Erwerb zu erwarten. Solchergeſtalt mußte unſere gute Mutter ſich und uns ſehr knapp und kummervoll durch das Leben helfen, bis endlich nach einem Jahre, als noch an keine Beſſerung in den Geſchäften zu denken war, ich einſah, daß ich mehr verzehre, als verdiene, und mich von meinem Vorhaben, mein Heil in der Fremde zu verſuchen, nicht mehr abhalten ließ. Am 30ſten Auguſt 1807 ſchnürte ich mein ſehr leichtes Bündelchen und begann mit einem Vermögen von zwei baaren Thalern durch das Potsdamer Thor meinen Ausflug in die weite Welt.

Daß mein Abſchied von Mutter und Geſchwiſtern nicht ohne Rührung vor ſich ging, wird Jeder vorausſetzen, der mit ſeinen Angehörigen und Verwandten in freundſchaftlichen Verhältniſſen lebt oder gelebt hat. Mein nächſter Bruder begleitete mich und meinen Reiſegefährten, ebenfalls einen Buchdrucker, bis nahe an Schöneberg, und eine ſchmerzliche letzte Umarmung trennte mich auf lange Jahre von allen Menſchen, die mir dazumal auf dieſer Erde beſonders lieb und werth waren.

Nun setzten wir muthig unsere Wanderung fort und langten glücklich, aber ermüdet, auf unserer ersten Station, in Potsdam, an; so müde ich indeß auch war, gehörte es doch bei mir zur Unmöglichkeit, auf meinem frischen Strohlager den Schlafgott zu umarmen, der meinen Kameraden fest umschlungen hielt, so sehr beschäftigten mich meine zurückgelassenen Anverwandten, und ich wälzte mich unruhig in den raschelnden Halmen, froh endlich, als der Morgen anbrach. Ich rüttelte nun meinen schnarchenden Kameraden wach, der mir die Ohren vollbrummte, daß ich ihn nicht noch ein Stündchen habe schlafen lassen. In der folgenden Nacht schlief ich auf einem Heuboden jenseits Belitz außerordentlich gut, und nie wieder hat mich das Heimweh um den Schlaf betrogen.

Unsere Pässe lauteten auf Brandenburg, ungeachtet unsere Absicht war, nach Leipzig, der Hauptstadt der Deutschen Buchdrucker und Buchhändler, zu gehen, wo bei herannahender Michaelis-Messe vielleicht einige Beschäftigung zu erhalten war. Die Pässe nach Brandenburg hatten wir deshalb genommen, weil das Stück nur einen Groschen kostete, ein Paß über die Preußische Grenze aber weit mehr, und überdem noch von Seiten des Französischen Gouvernements manche Weitläuftigkeit verursachte. Mein Reisegefährte — er mag Fritz heißen — war ein sogenannter gewanderter Bursche und kannte die Schliche. Wir stapelten also wacker unsern Weg nach Leipzig fort, ohne daß uns Jemand nach einem Passe fragte, bis wir jenseits Treuenbriezen an einer

Brücke waren, wo ein Paar Preußische Invaliden die Grenzwache machten und unsere Pässe verlangten. „Die lauten ja nach Brandenburg!" sagte der Eine. — „Wir haben keine andern erhalten, und können nur in Leipzig auf Arbeit rechnen," war unsere Antwort. — „I laß sie nur durchschieben!" versetzte der Andere; „Handwerksburschen müssen sich schon so durchhelfen!" und in einer Minute hatten wir die Brücke hinter uns.

Während den fünf Tagen, die wir bis Leipzig zubrachten, bestand unsere Nahrung nur aus schwarzem Brodte, Käse und dünnem Dorfbiere, mitunter auch einem Trunke Milch: von warmer Speise war, unserer schlechten Finanzen wegen, keine Rede; ich befand mich aber recht frisch und munter dabei.

Glücklich gewannen wir das angenehme und gesegnete Weichbild Leipzigs, und wurden, unserer nur auf Brandenburg lautenden Pässe ungeachtet, willig in die Stadt gelassen.

In der Dürrschen Buchdruckerei daselbst bekam ich, um ein Werk vollenden zu helfen, auf fünf Wochen Condition, während mein Gefährte keinen Platz in dieser Stadt offen fand und seinen Wanderstab weiter zu setzen genöthigt war. Wir hatten mit einander ausgemacht, daß, wenn Einer Arbeit bekäme und der Andere nicht, Ersterer diesem einen Thaler zur Weiterreise geben solle, und gern erfüllte ich mein Versprechen, obgleich ich nur einen einzigen Groschen in der Tasche behielt. Während meines Aufenthalts in Leipzig bekam ich wöchentlich einen Thaler sechs Groschen Kostgeld, womit ich,

bei gehöriger Einschränkung, ausreichte, und nach fünfwöchentlicher Arbeit noch dreizehn Thaler in blanken Zwanzigkreuzerstücken herausbekam, womit ich, ein Crösus im verjüngten Maaßstabe mich wähnend, wohlgemuth zur weiteren Reise in die Welt mich anschickte.

Mein alter Paß war bei meinem Principal verloren gegangen, und ich erhielt von ihm, um auf dem Rathhause mir einen neuen geben zu lassen, ein Attest: „daß der ꝛc. bei mir in Condition gestanden, bescheinige ich hiemit," ohne daß darauf mein Geburtsort bemerkt gewesen wäre. Indem ich auf dem Wege zum Magistrate begriffen war und über meine Reise nachdachte, kam es mir — da ich immer viel Lust gehabt hatte, Frankreich zu besuchen, worin die Buchdruckerkunst dazumal mehr als in Deutschland florirte — in den Sinn, mich für ein Französisches Landeskind auszugeben, um solchergestalt ohne Weitläuftigkeiten über den Rhein zu gelangen. Als man mich also auf dem Rathhause nach meinem Geburtsorte fragte, nannte ich Mainz, und man trug diesen Namen ohne Bedenken in meinen Paß ein.

Meine Habseligkeiten, welche ich von Berlin mitgenommen hatte, bestanden außer dem, was ich auf dem Leibe trug, noch aus einiger Wäsche; hierzu kaufte ich mir jetzt noch ein Paar derbe Schuhe und ein Paar warme Strümpfe, und begann nun meine Wanderung so, daß ich dem ehrwürdigen Vater Rhein mich allmälig immer mehr näherte.

Kaum war ich auf der Straße nach Merseburg

einige Schritte von Leipzig entfernt, als mein voriger Reisegefährte mir entgegenkam. Er erzählte mir, daß er vierzehn Tage in Gotha conditionirt habe, und es jetzt für das Klügste halte, nach Berlin zurückzukehren, indem anderwärts gar nichts zu holen sei. Ich gab ihm Grüße und Bestellungen an meine Mutter mit, und wir gingen Jeder unseres Weges.

Da es in der ersten Hälfte des Oktobers war, also eine Zeit, in welcher die Deutsche Erde noch nicht ganz ihres Schmuckes beraubt ist und die Natur den Menschen noch reichlich spendet, so war meine Reise im gesegneten und anmuthigen Sachsenlande gar nicht unangenehm, und besonders Pflaumen wurden mir von den Landleuten sehr oft unentgeltlich und in Menge gereicht, indem sie den Dreier, womit ein Schock bezahlt wurde, selten von mir — einem reisenden Handwerksburschen, wie man mich nannte — annahmen. Dabei erhielt ich in jeder Stadt, wo Buchdruckereien waren, ein kleines Viaticum, und war folglich, mit meinem Päckchen Zwanzigkreuzern daneben, vor der Hand ein sorgenfreier Mensch.

Ohne alle Abentheuer, aber auch ohne eine bleibende Stätte zu finden, ging nun meine Reise über Merseburg, Weißenfels, Naumburg, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha und Eisenach durch freundliche, wohlgebaute Städte und fruchtbare, romantische Gegenden, wobei ich so ziemlich täglich einen Zwanziger zusetzte, aber nach meiner Art recht gut lebte, wenigstens täglich einmal Suppe oder etwas Gemüse aß und mein Glas Bier trank. Von Eisenach wendete

ich mich rechts nach Cassel, bis wohin die Fruchtbarkeit weniger üppig ist und das Auge weniger Wohlgefallen an der Natur findet; auch fing die Witterung schon rauher zu werden an. Das schöne Cassel mit seiner wohlfeilen Lebensart gefiel mir dagegen um so mehr. Schade nur, daß es durch die Französische Besetzung ziemlich verödet war, und doppelt Schade für mich, daß ich nicht Muße hatte, seine schönen Neben-Parthieen zu durchkreuzen.

Da hier an keine Condition zu denken war, so bog ich links die Straße nach Frankfurt am Main ein, auf welchem Wege die Natur sowohl an Reichthum als an Schönheit wieder freigebiger ist. Nachdem ich das von außen auf seinem Berge majestätisch prangende, von innen aber elende Marburg, das hübsche Gießen und das freundliche Friedberg, woselbst ich den ersten und sehr guten Aepfelwein trank, durchschritten hatte, langte ich in Frankfurt an.

Meine Hoffnung, in dieser berühmten und sieben Buchdruckereien in sich fassenden Handelsstadt ein Unterkommen zu finden, schlug abermals fehl; dennoch gefiel mir die schöne reiche Stadt mit ihrem regen Leben so sehr, daß ich zwei Nächte daselbst zubrachte: der erste und letzte Fall dieser Art auf meiner Reise als Buchdrucker. Das Wirthshaus, worin ich hier logirte, war zufällig auch die Herberge der Maurer, und ich hatte in selbigem die Ehre, die Bekanntschaft eines Gesellen dieses Gewerkes zu machen, welcher in einem anderen Fache Meister war: er verstand nämlich die Kunst, den ganzen Winter in Frankfurt ohne Arbeit zuzubringen und sich von dem

ſtreng verbotenen Fechten (Betteln) reichlich zu ernähren, erbot ſich auch, mir gegen das billige Honorar von zwei Thalern Unterricht in ſeiner Kunſt zu ertheilen; aber ich fühlte weder Trieb, noch Muth dazu, von ſeinem Anerbieten Gebrauch zu machen.

Frankfurt den Rücken kehrend, ſchritt ich auf Darmſtadt los, und holte bald einen Wandernden ein, in welchem ich nach kurzer Unterredung einen Kunſtgenoſſen, und zwar einen Drucker, erkannte. Er war ſchon lange auf der Reiſe, ohne ein Unterkommen gefunden zu haben, und betrieb, ſeinen Unterhalt zu erwerben, das Fechten. Er machte mir den Vorſchlag, ſein Gefährte zu bleiben, und mit ihm erſt nach dem nicht weit von Frankfurt gelegenen Offenbach zu gehen, woſelbſt eine große Buchdruckerei ſich befände, in welcher vielleicht Condition wäre. Gern bereitwillig dazu, wie ich war, ſchlugen wir uns links von der Straße nach Darmſtadt ab. In einer Stunde waren wir in ſehr waldiger Gegend, und als bald darauf ein Dorf kam, lud mein Kumpan mich zum Fechten ein; da ich aber keine Luſt dazu bezeigte, auch keine Courage dazu hatte, ſagte er mir: ich ſolle nur ein Endchen vorwärts gehen und ihn erwarten, er müſſe ſich erſt etwas zuſammenfechten. Dieſen Rath befolgend, hoffte ich wohl eine Stunde vergebens auf ſein Nachkommen, und ging endlich nach dem Dorfe zurück, ihn aufzufinden; aber umſonſt — ich habe ihn nicht wiedergeſehen.

Es mochte ſchon vier Uhr Nachmittags ſein, und ich beeilte mich daher, bis Sonnen-Untergang Offenbach zu erreichen; aber ich verfehlte den Weg und

gerieth auf einen Holzpfad des Waldes. Nach vieler Mühe gelangte ich endlich wieder, als es bereits zu dämmern anfing, auf eine breite, mit regelmäßigen Baumreihen besetzte Straße, und ging auf gut Glück auf derselben vorwärts. Aber, obgleich ich wohl zwei Stunden lang im stärksten Schritte lief und es fast ganz finster geworden war, erreichte ich weder Offenbach oder sonst einen bewohnten Ort, noch stieß ich auf ein menschliches Wesen. Es war mir etwas unheimlich in diesem Walde zu Muthe; doch mein Gefühl sollte bis zur Angst gesteigert werden: es ertönte plötzlich ein Pfiff, und noch einer; ich hörte Rauschen und Menschentritte in dem Gesträuche, und vor mir standen bald zwei handfeste Kerle mit tüchtigen Knitteln, denen sich hinter meinem Rücken schnell ein dritter zugesellte. Als sie mich mit mächtig klopfendem Herzen Dastehenden einige Augenblicke von Kopf bis zu Fuß gemustert hatten, verlangte der Eine Uhr und Geld von mir. Zitternd antwortete ich, daß ich erstere gar nicht und von letzterem nur sehr wenig besäße; aber ich mußte meine noch aus acht Zwanzigkreuzern bestehende Baarschaft hingeben. Hierauf betastete man mich oberflächlich, ob ich Sachen von Werth bei mir hätte, und als man dergleichen bei mir nicht fand, hieß es: ich könne meines Weges gehen. Eilig wollte ich mich davon machen; da hörte ich den Einen der Freibeuter sagen: „gebt dem armen Teufel seine Paar Kreuzer wieder, es ist ja der Mühe nicht werth.“ Dies machte mir Muth, und ich bat die hochvermögenden Herren, die Worte ihres Kameraden nicht

in den Wind zu schlagen. Wirklich erhielt ich meine Kasse wieder, und obenein bekam ich den Bescheid: ich solle nur den eingeschlagenen Weg fortsetzen, und in einer halben Stunde würde ich ein Jagdschloß treffen, wo ich vielleicht übernachten könnte. — Wer war froher, als ich! — Höflichst empfahl ich mich den honnetten Spitzbuben, in denen ich Schinderhannes'sche[8]) Ritter erkannt haben würde, wenn Hannes nicht vor mehreren Jahren schon auf der Guillotine geendet gehabt hätte, und in einem Stündchen kam ich nach dem erwähnten Schlosse; aber nächtliches Quartier, hieß es dort, könne und dürfe man mir nicht bewilligen; dies Schloß sei großherzoglich und Darmstadt nur noch eine Stunde entfernt; es gehe auch gleich ein Jägerbursche von hier dahin, der würde mich mitnehmen. Dies war mir auch recht, oder mußte mir vielmehr recht sein, und der Jäger, mit Büchse und Hirschfänger bewaffnet, ging mit mir ab. Ich erzählte ihm unterwegs mein Abentheuer, und er äußerte keine Verwunderung darüber, daß man mich angefallen, indem dies jetzt in dieser Gegend nicht selten sei, wohl aber über die Generosität, welche man gegen mich bewiesen. Um Mitternacht langten wir in einem Wirthshause zu Darmstadt an und schlugen in selbigem unser Nachtquartier auf.

Von dieser hübschen Residenzstadt aus begab ich mich auf die nach Mannheim führende romantische Bergstraße, und weidete mein Auge an der herrlichen Gegend, in welcher man so eben mit der mir neuen, nichts als Lust und Frohsinn athmenden, rei-

zenden Weinlese beschäftigt war; aber ich weidete auch meinen Gaumen hie und da an einem Schoppen des edlen Rebensaftes, den man für vier Kreuzer kaufte, und mehrere Male sang ich auf der Landstraße mit gefühltester Bedeutung: „Bekränzt mit Laub" u. s. w., daß die Vorübergehenden sich meiner fröhlichen Stimmung freuten, wenn gleich meine Stimme keine Baderſche und keine Stümerſche war; aber mit der Wildſchen[9]) konnte ſie ihrer Wildheit wegen verglichen werden, obſchon ein Jäger ſchwerlich je auf ſie Jagd gemacht haben würde. — Ueberhaupt fand ich in allen Dörfern, welche ich jetzt paſſirte, beſonders in ihren Wirthshäuſern, einen großen, zu ihrem Vortheil ausfallenden Abſtand gegen die Dorfſchaften im Brandenburgiſchen, Sächſiſchen und Heſſiſchen: Reinlichkeit und gute Bewirthung, mit Billigkeit verbunden; für vierzehn bis ſechszehn Kreuzer hatte man in jeder Dorfſchenke ein kräftiges Stück Rindfleiſch nebſt Suppe, einen Schoppen Wein und für die Nacht ein gutes Bett, wohingegen ich in vorbenannten Gegenden für faſt denſelben Preis mit ſchwarzem Brodte, magerem Käſe, ſchlechtem Biere und einem Strohlager vorlieb nehmen mußte.

Durch mehrere Städtchen, unter andern durch Bensheim, Heppenheim und das anmuthig gelegene Weinheim, gelangte ich nach Mannheim, der erſten Stadt von ſo regelmäßiger Bauart, welche ich ſah; aber obgleich ich viel ſchöne öffentliche Gebäude darin bemerkte, ſo konnte mich dieſe ängſtlich geſuchte Regelmäßigkeit dennoch nicht ſehr anziehen; lauter eins wie das andere beſchaffene zweiſtöckige Privat-

häuſer in jeder Straße zu ſehen, iſt etwas ermüdend und befriedigt das forſchende Auge nicht; deſto mehr Eindruck auf meine Phantaſie machte der den Neckar hier aufnehmende Rhein mit ſeinem prächtigen jenſeitigen Ufer. —

Von Mannheim ging ich nach Schwetzingen, beſah dort den großen berühmten Garten, und verfügte mich darauf nach dem ſo überaus romantiſch gelegenen Heidelberg, woſelbſt mir die Ruinen des Schloſſes auf dem Geisberge wahre Bewunderung einflößten mit ihren vielen Bildſäulen der alten Pfalzgrafen und Römiſchen Kaiſer; Schade, daß ſie ſo verſtümmelt ſind! —

Nun ging's über Bruchſal auf Durlach und Carlsruhe los, zwiſchen welchen zwei letzteren Städten eine ſchnurgerade, prächtige Pappel-Allee von der Länge einer guten Stunde ſich ſehr ſchön ausnimmt, indem man, ſobald man aus dem Thore der einen Stadt tritt, ſchon das der andern ſehen kann.

Bis hierher war ich als Mainzer gereiſt; aber in Durlach flößte Jemand, dem ich mich als Mainzer vorſtellte, mir Beſorgniſſe ein, indem er meinte, ich würde, als Franzöſiſcher Unterthan, in Carlsruhe angehalten und über den Rhein geſchafft werden, um dort Soldat zu werden. Dazu hatte ich bis jetzt noch keine Luſt verſpürt, praktiſirte alſo mein Bißchen Bagage auf den Leib und in die Taſchen, putzte meine Stiefeln, und ſchwärzte mich, um keinen Paß vorzeigen zu dürfen, als Spaziergänger in Carlsruhe ein. Und dies ging ſehr gut. Auch verließ ich deſſelben Tages mit Sonnen-Untergang dieſe

sehr schöne, regelmäßig gebaute und mir besser als Mannheim gefallende Residenz, so wie ich auch meinen Vorsatz, bei Straßburg den Rhein zu passiren, aufgab, und übernachtete in dem ersten Dorfe auf der Straße nach Pforzheim und Stuttgart.

Da ich jetzt einsah, daß ich nicht politisch gehandelt hatte, als ich mich in Leipzig als Mainzer dem Passe einverleiben ließ, so mußte ich auf ein Mittel sinnen, diesem Uebel abzuhelfen, und fand es auch bald. Indem ich von dem Worte Mainz einige Striche subtil wegradirte und einige andere dafür hinzeichnete, entstand recht gut und ohne daß Jemand die Umschreibung entdecken konnte, der Name Massow (ein Städtchen in Pommern) — und ich war nun ein ehrlicher Pomeranier.

So kam ich über Pforzheim in Stuttgart an, welches mir, einige öffentliche Gebäude — z. B. das neue Schloß und das Katharinenstift — ausgenommen, nicht besonders gefiel. Ich schlug nun den Weg nach Tübingen ein.

Meine Baarschaft war ziemlich dünn geworden: sie bestand nur noch aus drei Kopfstücken (Zwanzigkreuzern), und das Viaticum war in dieser Gegend auch nicht reichlich, weshalb sich natürlich, da ich vielleicht noch lange umher wandern mußte, etwas Sorge für die Zukunft bei mir einschlich. In der Universitätsstadt Tübingen, die schlecht und altmodisch gebaut ist, bekam ich auch keine Condition, aber den Rath, nach dem nicht fernen Reutlingen zu gehen, woselbst ein Unterkommen zu finden man mir Hoffnung machte.

Mit nur einem Zwanzigkreuzer, jedoch mit guten Aussichten, langte ich in letzterer Stadt an, und bekam — zwar keine Condition — aber einen Conditionsbrief, um zum Hofbuchdrucker W. nach Donaueschingen damit zu gehen. Froh darüber, nahm ich es nicht übel, daß die Reutlinger Buchdrucker mir kein Viaticum gaben, und trat meinen Weg nach der Fürstenbergischen Residenz an.

In dem Wirthshause, in welchem ich ungefähr vier Meilen vorher übernachtete, war es ziemlich gesalzen, und mein ganzes Geld am Morgen zum Kukkuk, ohne daß ich davon noch ein Frühstück bekommen hatte. Obgleich ich bis Donaueschingen auszuhalten glaubte, so kam mir gegen Mittag doch ein so starker Appetit an, daß ich nicht umhin konnte, in ein Bauernhaus zu gehen, und für einen Kupferkreuzer, den ich noch besaß (welche Münzsorte aber nur im Werthe eines halben Kreuzers circulirte), Brodt zu fordern. Der Landmann fragte mich, ob ich kein anderes, besseres Geld besitze, und als ich ihm sagte, daß erwähnter Kupferkreuzer mein ganzer Reichthum sei, war er brav genug, mir ein Stück schwarzes Brodt und einen Napf voll geronnener Milch gratis zu geben, woran ich mich sehr erquickte, und muthig schritt ich darauf meinem Ziele näher, nachdem ich hier zum erstenmale halb gefochten hatte.

Den Weg nach Donaueschingen, auf welchem ich durch Hechingen und ein halbes Schock anderer —ingen kam, hatte der Fuchs gemessen und seinen Schwanz dazu gegeben, und da die Tage — es war November — schon sehr kurz waren, langte ich erst

bei eingebrochener Nacht dort an, meldete mich beim Herrn Hofbuchdrucker, der mich auch sogleich annahm, mir Kost, Wohnung und einen Wochenlohn von zwei Gulden zusicherte, und mich auch heute, wie ich gewünscht und gehofft, zum Abendessen behielt, bei welchem ich zwar ziemlichen Appetit hatte, doch denselben aus zweierlei Ursachen nicht stillen konnte: erstens war, weil man mich nicht hatte vermuthen können, das Essen nicht reichlich, und zweitens genirte ich mich.

Die Hofbuchdruckerei bestand aus zwei Pressen: einer, die gar nicht ging, und einer, die nur halb im Gange war, so wie aus einem Setzer, welcher abgehen wollte und dessen Stelle ich vertreten sollte. Mein Glück war hier von kurzer Dauer: mein Prinzipal verlangte, daß ich als Schweizerdegen*) agiren sollte, und da ich zu seiner Zufriedenheit an der Presse nicht wirken konnte, war ich nach vierzehn Tagen genöthigt, meinen Bündel zu schnüren und mit vier Gulden in der Tasche weiter zu wandern.

Ich bereute es aus doppeltem Grunde nicht, in Donaueschingen eine kurze Zeit verlebt zu haben: erstens hatte ich mich etwas ausgeruht und ein kleines Reisegeld erworben, und zweitens — was mich eigentlich am meisten freute — den Ursprung des größten Flusses Europa's, der Donau, gesehen.

Nach der viel beschriebenen und besungenen Schweiz

*) In der Kunstsprache der Buchdrucker ein Subjekt, das setzen und drucken kann, gewöhnlich aber keins von beiden recht versteht. Diese Zwitterart ist besonders im Schwäbischen und in der Schweiz, wo viel nach- und schlecht gedruckt wird, zu Hause.

wandte ich mich jetzt, und zwar zuerst nach Schaffhausen, auf welchem Marsche ich noch einen ziemlichen Theil des schon vorher betretenen Schwarzwaldes zu durchwandern hatte. In genannter Stadt war gerade Jahrmarkt, auf welchem ich mir, so sehr mir auch der Verlust meiner halben Baarschaft zu Herzen ging, ein Paar gute neue Stiefeln für zwei Gulden kaufte und kaufen mußte; dabei bezahlte ich einen Batzen für ein tüchtiges Stück Schweizerkäse, um meinen Gaumen über die für meine Füße gemachte Depense nicht zu stark raisonniren zu hören. — Die Gelegenheit, eins der interessantesten und berühmtesten Naturschauspiele sehen zu können, mochte ich nicht entschlüpfen lassen, und trat also, nachdem ich mit dem Uebergange über den Rhein von Germanien geschieden, rechts den Weg nach dem eine Stunde von Schaffhausen entfernten Rheinfall an, obgleich ich, weil ich mich links nach Constanz u. s. w. begeben wollte, wieder zurück mußte. Ehe ich zum Rheinfalle gelangte, hatte ich meinen schmackhaften Käse nach und nach aufgekostet, und ward vom Durst genöthigt, mich auf den Bauch zu legen und aus dem Rheine zu trinken, bei welchem Akte der Gedanke, von einem so berühmten Zeugen merkwürdiger Ereignisse einen Labetrunk zu erhalten, dem Wasser einen köstlichen, kräftigen Geschmack gab. Der Rheinfall vergnügte mich sehr, kam aber der Schöpfung meiner Idee, die ich mir früher von ihm gemacht und welche viel imposanter und gigantischer war, trotz aller seiner bewundernswürdigen Schönheit nicht gleich.

Auf dem Rückwege gelangte ich desselben Tages nicht weiter, als zwei Stunden über Schaffhausen, und übernachtete in einem ehemaligen Kloster, das unter dem Namen Paradies bekannt ist, und in welchem jeder Reisende unentgeltlich Nachtquartier und Abendessen, aus einer Schwarzbrodtsuppe und bekleideten Kartoffeln bestehend, erhalten konnte.

Am folgenden Tage besuchte ich zuerst den niedlichen Marktflecken Stein am Rhein, und ging dann, immer links am schönen Rheine, nach Constanz, woselbst ich nicht umhin konnte, mich nach dem Orte zu erkundigen, auf dem der Märtyrer Huß auf dem Scheiterhaufen seinen edlen Geist aushauchte. Er ist in der Vorstadt Brühl, auch Paradies genannt, und ein kleiner Schauer überfiel mich, als ich die heilige Stätte betrat und mich so recht in jene Zeit zurück versetzte.

Von hier aus ging ich den majestätischen Bodensee entlang über Rorschach nach dem freundlichen, schön zwischen Bergen gelegenen Sanct Gallen, woselbst die einzige Buchdruckerei in der großen, berühmten Abtei St. Gallus sich befindet und in welcher ich das verhältnismäßig größte Viaticum auf meiner ganzen Wanderung (einen Gulden) bekam.

Als ich am folgenden Morgen diese Stadt verließ, um nach dem zwei Meilen entfernten Appenzell zu wandern, fiel ein starkes, vom Winde gepeitschtes Schneegestöber, und ein Bauer gab mir den Rath, den steileren, aber näheren Fußsteig über einen Berg zu gehen. Ich that dem also, und legte glücklich den halben Weg bis nach einem Dorfe

auf dem Berge zurück. Hier kehrte ich ein, etwas zu genießen und mich zu erwärmen. Als ich nun wieder weiter ging, glaubte ich auf richtigem Wege zu sein, obgleich der wirbelnde Schnee mir jede ferne Aussicht abschnitt. Ich trabte, oft des Windes wegen mit geschlossenen Augen, immer munter vorwärts, und erblickte, als ich nach zwei Stunden wieder bergab war und das Wetter sich etwas besänftigt hatte, nahe vor mir zwei egale Thürme, denen der Abtei St. Gallus sehr ähnlich —: wie groß aber war mein Erstaunen, als ich mich bald überzeugte, daß ich an demselben Thore von St. Gallen sei, zu welchem ich hinausgegangen! — Ich ergab mich jedoch bald in mein Fatum, und hielt es für das Beste, in demselben Wirthshause die folgende Nacht zuzubringen, in welchem ich die vorige zugebracht und ein Paar delikate Bratwürste gespeist hatte. Am andern Tage blieb ich auf der Fahrstraße und erreichte Appenzell bald.

Da nichts Besonderes vor der Hand mir begegnete, und ich auch keine Reisebeschreibung, sondern nur meine Lebensgeschichte geben will und kann, so melde ich bloß: daß ich von Appenzell nach Rapperswyl, dann das weinbewachsene Ufer des herrlichen Züricher Sees entlang nach Zürich, von hier nach Zug und endlich nach Luzern ging, in welcher letzteren Stadt mein Schicksal eine andere Wendung bekam.

Daß ich auf meinem Wege viele der größten Naturschönheiten Helvetiens sah, und noch mehr gesehen haben würde, wenn ich bloß zu meinem Vergnügen gereist und hinlänglich mit Geld versehen

gewesen wäre, so daß ich rechts und links vom Wege hätte abschweifen können, und daß mir Alles schöner erschienen sein würde, wenn ich in einer freundlichen Jahreszeit gereist wäre, liegt klar zu Tage. Die Bewohner der Schweiz, von deren Gastfreundschaft, Biedersinn und Unschuld ich früher so viel gehört und gelesen, erschienen mir nicht besser, als die anderen Menschen, welche ich bis jetzt kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, höchstens kam mir der Bürger etwas mehr an alten Gebräuchen klebend und der Landmann ein wenig roher vor.

In Luzern waren drei Buchdruckereien. In zweien war ich schon gewesen und wollte eben nach der dritten gehen, um — an Condition war nicht zu denken — mein kleines Viaticum zu holen, als ich auf drei junge Leute stieß, welche — im Uebrigen bürgerlich gekleidet — rothe Kokarden an den Hüten trugen. Sie begrüßten mich als ihren Kameraden, gaben sich als für ein Spanisches Schweizer-Regiment Angeworbene zu erkennen, und luden mich ein, ihrem Beispiele zu folgen. Ich äußerte keine Lust dazu, konnte aber dennoch nicht unterlassen, mich nach den Bedingungen des Engagements zu erkundigen, ging jedoch darauf von ihnen fort. Kaum einige Schritte entfernt, sagte ich mir: „Geld hast du nicht, Hoffnung zu einem baldigen Unterkommen eben so wenig, und die Gelegenheit, ein so merkwürdiges Land, wie Spanien, zu sehen, kann dir

auf keine Art als die jetzige kommen; Einzigens sind sechs Jahre Militairdienst für einen einundzwanzigjährigen Menschen ja keine Einzelnheit! — und wie kannst du nachher bei Allem mißpreisen!" u. s. w. — So monologisirend, sah ich mich noch einmal nach den Deutsch-Spaniern um, welche an meinem zögernden Gange meine Unentschlossenheit errathen mochten und mich wieder zu sich riefen. Ich leistete Folge, und ging mit ihnen nach dem Werbehause, in welchem sie und der Werbe-Officier begriffen. Dieser empfing mich so freundlich, wie nur ein damaliger Lieutenant einen sich zum Soldaten Meldenden empfangen konnte, und setzte mir, ehe wir kapitulirten, Butterbrodt und Käse nebst einem tüchtigen Glase Kirschwasser vor, wahrscheinlich um mich muthiger und überredbarer zu machen; doch genoß ich, da Branntwein nie stark von mir getrunken wurde, von letzterem nur wenig. Nachher sprachen wir von meinem Entschluß, und der Herr Lieutenant sagten mir das zu, was jedem Enrollirten zugesagt war: zwölf Spanische Thaler Handgeld für sechsjährigen Militairdienst, und vom Tage an bis zur Ankunft in Barcelona (dem Depot-Orte des Regiments) täglich einen Gulden oder zwei Francs. Ich war schon mit Allem zufrieden, als er mich frug, was für ein Landsmann ich sei und welch ein Glaubensbekenntniß ich habe? — Ich gab mich — meinem Passe gemäß — als Pommer und — der Wahrheit gemäß — als Lutheraner aus. „Da kann ich Euch nicht annehmen, mein Freund!" erwiederte der Officier; „nur Katholiken dürfen in Spanische Dienste tre-

gez. Bacler d'Albe J'y vais J'en reviens geſt. Engelmann

An der ſpaniſch-franzöſiſchen Grenze (1809)

ten." — „Nun," dachte ich, „das ist auch weiter kein Unglück," und empfahl mich. Doch war ich noch nicht ganz die Treppe hinunter, als er mich wieder zurück rief, und mir erklärte: es schade nichts, daß ich ein Protestant sei, es wären viele unter den Schweizer-Regimentern, sie passirten aber für Katholiken, und das könne ich ja auch: ich dürfe nur das Kreuz machen und den englischen Gruß auswendig lernen, dann sei Alles gut. — Da ich nicht, wie umgekehrt häufig der Fall, die Katholiken für Ketzer hielt, so besann ich mich nicht lange und fügte mich seinen Wünschen, worauf die Sache in Richtigkeit gebracht und ich als ein katholischer Breslauer dem Papiere beigefügt wurde*).

Das Leben im Werbe-Wirthshause war für einen armen Teufel ein herrliches. Um acht Uhr standen wir aus unseren warmen Betten auf und aßen eine kräftige Rindfleischsuppe, etwas später weißes Brodt und guten Käse mit einem Gläschen Kirschwasser; zu Mittag gab es wieder gute Suppe, schmackhaftes Gemüse, gekochtes Rindfleisch, irgend eine Art Braten und einen Schoppen Wein, später Brodt und einen Schoppen Birnen- oder Aepfel-Wein, und des Abends ein dem Mittagsessen fast ganz ähnliches Mahl; nur Freitags und Sonnabends, als katholischen Fasttagen, gab es kein Fleisch, dagegen aber gut zubereitete, schmackhafte Milch- und Butter-

*) Ich muß hier bemerken, daß die sechs Schweizer-Regimenter in Spanien zwar Schweizer-Regimenter hießen, aber höchstens aus einem Drittheile Schweizer bestanden; die übrigen Soldaten waren größtentheils Deutsche, auch gab es Ungarn und Polen darunter, und katholisch waren nicht viel über die Hälfte.

Speisen. Täglich ausgehen konnten wir auch, jedoch nicht einzeln, sondern gewöhnlich Alle zusammen, um etwa beabsichtigte Desertion zu verhüten. Unsere Pässe waren übrigens in den Händen des Herrn Officiers. Als ich engagirt wurde, bestand unser Trupp aus zehn Mann, und es war beschlossen, daß unser Marsch nach Spanien vor sich gehen sollte, sobald wir fünf und zwanzig bis dreißig Mann stark sein würden. Nach zwei Wochen war es so weit und zu unserer übermorgenden Abreise Alles in Bereitschaft. Da wurde ich plötzlich krank; ein heftiges Fieber ergriff mich so sehr, daß ich das Bett hüten mußte und des andern Tages von zwei Kameraden in das Hospital geführt ward.

Von dem mir zugesicherten Handgelde hatte ich erst einen Piaster erhalten, das Uebrige sollten wir beim Regiment ausgezahlt bekommen. Mein Lieutenant stellte es mir daher anheim, ob ich als bedürftiger Wanderer oder als Spanischer Rekrut nach dem Krankenhause gebracht werden wolle: in ersterem Falle brauche er nichts für mich zu bezahlen und ich wäre nach meiner Genesung frei, im anderen aber müsse er wöchentlich fünf Francs für mich entrichten und ich bliebe Soldat. Ich wählte, weil ich für Bezahlung bessere Behandlung im Hospital erwartete, das Letztere; jedoch irrte ich mich: es wurde in der guten Anstalt kein Unterschied gemacht.

Der Rekruten-Transport ging unterdessen ab, und ich wurde einem andern Werbe-Officier anbefohlen, welcher die Stelle des vorigen einnahm und frische Mannschaft engagirte.

Ich kann hier nicht umhin, die Methode anzuführen, welche in diesem Hospitale, das zu einem Frauenkloster gehörte und worin, den Arzt ausgenommen, nur Weiber Dienstleistungen verrichteten, bei den Kranken befolgt wurde. Die Schweizer, besonders die Luzerner, müssen das Essen auch für ein Haupt-Bedürfniß des Kranken halten: denn Einer wie der Andere bekam viel und kräftiges Essen, fast eben so, wie im Werbehause, den Wein abgerechnet. Vermuthlich hatte der Arzt den Grundsatz: wer krank ist, wird nicht essen, sich also keinen Schaden zufügen, und wer Appetit hat, ist gesund, und dem schadet es auch nicht. Dem sei nun, wie ihm wolle: so matt und elend ich in's Krankenhaus kam, so gesund war ich nach drei Wochen; es versteht sich, daß ich, außer den Speisen, auch Arznei bekam. Ich rührte den ersten Tag kein Essen an, den zweiten und dritten genoß ich einige Löffel Bouillon, die nächst folgenden Bouillon und ein wenig Fleisch, weiterhin mehr Fleisch und etwas Gemüse, zum Brodte bekam ich erst später etwas Appetit, und das in die Bouillon eingeschnittene behagte mir am letzten. Der gute Arzt bezeigte sich sehr erfreut, daß ich so bald wieder hergestellt war; er meinte, ich sei lebensgefährlich krank gewesen, und that sich auf seine Kunst nicht wenig zu Gute. Mein neuer Chef schickte mir einen ihm untergeordneten Wachtmeister*) in den letzten Tagen meiner Anwesenheit im Hospital zum Besuch, und durch ihn erhielt ich, da mein

*) Bei den Spanischen Schweizer-Regimentern wurde der Feldwebel Wachtmeister genannt.

Appetit sehr stark geworden war, noch Speise aus dem Wirthshause.

Als ich nun wieder in dem Wirthshause bei neuen Kameraden war und der Tag unseres Aufbruchs nach Spanien sich näherte, betraf mich ein neuer Unfall. Ich trat nämlich beim Aufstehen von der Abendmahlzeit einem unter meinem Stuhl einen Knochen verarbeitenden Hund auf die Pfote, und wurde von ihm mit einem tüchtigen Biß an meinem rechten Fuße nahe dem Knöchel bezahlt. Mein Lieutenant war darüber ordentlich erschrocken, und meinte: ich würde, wenn ich wieder hier bleiben müßte, ihm ein kostspieliger Rekrut werden. Auf seinen Rath wurde der Hund ergriffen, ihm ein Büschel Haare ausgerupft, und diese mußten mir dann, als man die stark blutende Wunde vorher mit Branntwein ausgewaschen, auf selbige gelegt werden: es sollte das probateste Mittel zur Heilung eines Hundebisses sein. Nach zweien Tagen ging der Abmarsch vor sich, und da der Officier nicht Lust hatte, mich zurück zu lassen, und ich eben so wenig, zurück zu bleiben, so hinkte ich mit fort: es war zwischen Weihnachten und Neujahr.

Unser Weg ging über Schnee und Eis, über Berg und Thal, durch die Städte Bern (bis wohin wir drei Tage brauchten), Freyburg und Yverdun, nach dem am herrlichen Genfersee gelegenen lebhaften Genf, in welcher Stadt mein Herr Lieutenant einen kleinen Kaleschwagen mit einem Pferde stehen hatte, dessen er sich zur weiteren Reise für seine Person bediente, wobei er nun aber auch, um nicht einen

gekauften Menschen zu verlieren, menschenfreundlich genug war, mich bei sich im Wagen zu dulden; denn mein Fuß hatte sich durch die Anstrengung sehr erhitzt und verschlimmert, so daß ich ohne Vorspann schwerlich nach Spanien gekommen wäre. Auch kaufte dieser Herr in Genf eine ziemliche Menge Uhren, goldener Halsketten und anderer Prätiosen, um sie, wie die Folge lehren wird, auf eine sehr unschuldige Art in Spanien einzuschwärzen. Welche tiefe Gelehrsamkeit übrigens der Herr Lieutenant, ein geborner Schweizer, besaßen, beweist nachstehender Zug.

Als wir das Jura-Gebirge auf dem Wege nach Lion passirten, und ich neben ihm im Wagen saß, frug er mich einst: ob ich gut lesen und schreiben könne? und als ich dies bejahte, machte er mir den Mund damit wässerig, daß er sagte: ich würde leicht avanciren, sobald ich nur erst die Spanische Sprache etwas weg hätte. „Nicht wahr, das versteht Ihr nicht?" setzte er hinzu und hielt mir ein Spanisches Buch vor. Ich antwortete ihm, daß ich nie Unterricht im Spanischen genossen, nahm aber dabei das Buch und blätterte darin. „Leset mir doch etwas daraus vor!" scherzte der Officier. Ich erfüllte sein Verlangen, und sprach das Spanische eben so aus, wie man mir das Lateinische auszusprechen gelehrt hatte, und der gute Kriegsmann, welcher weder Lesen noch Schreiben erfunden haben mochte, äußerte seine Verwunderung, daß ich so verständlich für ihn eine mir unbekannte Sprache las: sein Spanisches hatte er, wie ich nachher erfuhr, nur aus dem Munde des Volkes gelernt, und er konnte in dieser,

ſo wie in der Deutſchen, nur wenig leſen und ſchreiben. „Denkt nur, Wachtmeiſter," ſagte er nachher zu dieſem mit wichtiger Miene, „der Schleſier kann ſchon ſehr gut Spaniſch leſen!" und dieſes Wunderwerk verkündete er auch bei dem Abendeſſen meinen ſämtlichen Kameraden.

Seit dieſem Examen ſtand ich bei meinem Lieutenant in großem Kredit, und durfte, als mein Fuß ſchon einen kleinen Marſch vertragen konnte, oft noch mit ihm fahren; auch ward ich während der Reiſe ſein Sekretair. Er beredete nämlich einen der Angeworbenen nach dem andern, ſich für vier Thaler Zulage zum Handgelde noch auf zwei Jahre mehr engagiren zu laſſen, und erreichte nach und nach bei Allen und zuletzt auch bei mir ſeinen Zweck. Ich mußte bei dieſem Handel die neuen Kapitulationen ſchreiben und bekam für jede einen Franc Honorar.

Der Lieutenant äußerte öfter gegen mich, daß es mir gar nicht fehlen könne, in kurzer Zeit Officier zu werden; ſeine Prophezeiung aber iſt, hauptſächlich wohl durch meine Schuld, ſchlecht eingetroffen.

Von den zwei Francs, die uns auf dem Marſche täglich zugeſichert waren, bekam Jeder einen baar, und mit dem andern beſtritt unſer Führer die Ausgaben für das Nachtquartier und die Abendmahlzeit, welche die Stelle des Mittagseſſens vertrat. Während wir marſchirten, lebte für den erſten Franc ein Jeder nach ſeinem Gefallen und bei der damals in Frankreich herrſchenden Wohlfeilheit ſehr gut. Des Abends erhielten wir zur reichlichen und ſchmackhaften Mahlzeit Jeder eine Bouteille Wein.

Die letzte Tagesreise vor Lion war etwas lang: wir kamen erst einige Stunden nach Sonnen-Untergang in dieser Stadt an; aber ein herrliches Schauspiel gewährte mir das große, reiche Lion in finsterer Nacht, als wir ungefähr eine Stunde davon noch entfernt waren. Die sechs bis sieben Stockwerk hohen Häuser, welche sowohl an der Rhone, wie mitten in der Stadt sich befinden, so auch die theils an, theils auf im Hintergrunde stehenden Felsen ruhenden Gebäude, wo die hinteren über die vorderen hervorragen, gewähren mit den durch ihre Fenster schimmernden Lichtern am späten Abend dem in einiger Ferne außerhalb sich Befindenden eine Illumination, wie man sie sich nicht prächtiger denken kann.

Hier in Lion that mein Chef uns siebzehn Mann den Vorschlag, gemeinschaftlich ein Boot zu miethen, um in solchem auf der Rhone bis nach dem 36 Lieues[10]) entfernten Saint Esprit zu fahren; für zwanzig Francs wolle der Schiffer es thun; wir sollten der Mann zwölf Sous dazu beisteuern, und das Uebrige würde er (der Lieutenant) bezahlen. Wir waren damit zufrieden und bestiegen am andern Morgen um neun Uhr das Fahrzeug.

Obgleich es Januar war und die rauhe Luft in dem unbedeckten Fahrzeuge uns manchmal empfindlich zusetzte, sogar ein gleich zu Wasser werdendes Schneegestöber einige Stunden lang uns plagte — denn wir spürten bei Lion noch nicht sehr, daß wir schon ziemlich weit südlich vorgerückt waren —: so bereitete mir diese Rhonefahrt doch einen herrlichen

Genuß, welcher noch herrlicher gewesen sein würde, wenn er mir in einer Jahreszeit geboten worden wäre, wo die Natur mehr Reize entwickelt hat.

Wer schon in etwas bergigen Gegenden gereist ist, wird sich eine kleine Vorstellung davon schaffen können, wenn ich ihm sage, daß Hügel und Berge, bepflanzt mit Obstbäumen und Reben, bebaut mit Burgen und Dörfern, zwischen welchen selbst in dieser Jahreszeit viel erquickendes Grün hervorblickte, wo muntere Heerden weideten und ihr munteres Gebrüll und Schellengeklingel hören ließen, wo oft der lustige Gesang der bei ihrer Arbeit heiteren Landleute erschallte, worin sich das dumpfe und helle Glockengeläut naher und entfernterer Tempel harmonisch einmischte, daß dies Alles auf der ganzen Fahrt beständig in größerem und kleinerem Maaßstabe abwechselte, daß wir nahe an den von außen sich imposant präsentirenden Städten Vienne, Saint Velier, Tain, Tournon, Valence, Viviers u. s. w. vorbeifuhren, und daß die an uns vorübergleitenden verschiedenartigen Fahrzeuge diese Reize noch erhöhten. Genügend beschreiben kann solche Schönheiten Niemand, am wenigsten ich.

Ehe wir in St. Esprit landeten, fuhren wir noch unter der in ihrer Art einzigen und prächtigen Brücke durch, welche von lauter großen Felsstücken aufgeführt ist und einen majestätischen Anblick gewährt. Ich zählte 26 Bögen an derselben und schätzte ihre Länge auf 800 Fuß[11]).

Unter meinen Reisegefährten befand sich ein Elsasser, gelernter Tischler und zwei Jahre jünger als

ich, also zwanzig Jahre alt; dieser war unter Allen der, mit welchem ich die meiste Freundschaft hielt, die sich auch immer mehr zwischen uns befestigte. Vor der Hand bestand unsere Freundschaft darin, daß wir auf dem Wege gemeinschaftliche Kasse führten und des Nachts, wenn wir zu zwei und zwei schlafen mußten, Bettgenossen waren. Unter meinen übrigen Kameraden sind mir jetzt noch am meisten im Gedächtniß: ein Schornsteinfeger aus Darmstadt und ein Drechsler aus Durlach, zwei verschlagene Burschen; ferner ein Schlosser aus Linz, welcher schon einmal in Spanien gedient hatte, und ein dummer Teufel von wirklichem Schweizer, ziemlich steif und gewiß schon nahe an funfzig Jahren, obgleich er für einen Neununddreißiger passirte; denn es durfte jeder neu Angeworbene vierzig Jahre noch nicht vollendet haben. Der Darmstädter und der Durlacher waren schlau genug gewesen, das Vertrauen des Lieutenants sich zu erwerben, so daß er ihnen viel von den in Genf gekauften Waaren anvertraut hatte.

Von St. Esprit ging es nun nach Nimes, und sobald wir erstere Stadt hinter uns hatten, schien mir Landschaft und Klima plötzlich verändert: eine mildere Luft wehte und ewig grüne Olivenwälder breiteten sich links und rechts aus; auch die Lebensart gefiel mir außerordentlich, besonders des schönen und wohlfeilen Weines wegen, wovon man den rothen die Bouteille mit zwei und den süßeren, feurigeren weißen mit drei Sous bezahlte. Daß wir von täglichen zwanzig Sous wohl Jeder einige Flaschen

trinken konnten und tranken, ist leicht erklärlich. Unser Wohlbehagen darüber erhöhete noch ein anderer Umstand. Wir fanden nämlich, als wir St. Esprit verlassen hatten, eine Menge gesattelter Esel, bei denen sich einige aus alten Weibern und Kindern bestehende Treiber befanden, welche ihre Grauen, das Stück zu zwei Sous für die Lieue, an Reisende vermietheten. Wir bekamen Lust zu diesem Reit-Vergnügen, bezahlten der Mann sechs Sous für drei Lieues, und bildeten das sonderbarste Detaschement Kavallerie von der Welt. Erheitert durch den genossenen Wein, zogen wir jubelnd und singend unseres Weges, und wenn Einer das kleine Unglück hatte, von seinem störrischen Vierfüßler in einen Graben geworfen zu werden, vermehrte dies nur unsere Lust. Diese Esel wissen ihre jedesmalige Station so genau, daß sie sich lieber todtschlagen lassen, als einen Schritt darüber hinaus gehen; ihr Hüter geht daher sehr langsam hinter ihnen her und kommt wohl eine Stunde später an Ort und Stelle an: denn er weiß, daß es einem Fremden unmöglich ist, seine Thiere lebendig zu stehlen.

Durch die schönsten, fruchtbarsten Gegenden gelangten wir, nachdem wir erst Uzes passirt hatten, in Nimes an, in welcher Stadt kriegsgefangene Preußen lagen. Sie befanden sich nicht ganz schlecht hier; das, was sie von der Behörde an Brodt und Geld erhielten, reichte freilich nur zum nothwendigsten Lebensunterhalte hin; aber sie durften bis zwei Stunden von der Stadt frei umhergehen und konnten beim Bürger und Bauer sich etwas verdienen.

Es erregte ein sonderbares Gefühl in mir, als ich neben den Trümmern des ehemalige Römergröße bezeugenden Amphitheaters die Trümmer einer in des großen Friedrichs Schule gebildeten Armee sich sonnen sah[12]).

Nachdem wir das niedliche, seiner lieblichen Weine wegen berühmte Städtchen Lünel passirt hatten, trafen wir in Montpellier ein. Ein unbeschreiblich schönes und großartiges Schauspiel gewährte mir daselbst der Place Peyrou, von welchem aus man die schneeigen Gipfel der Alpen und Pyrenäen, auch die Sevennen sehen kann.

So weit war uns nichts Besonderes zugestoßen; aber nun sollte meinem Lieutenant etwas Widerwärtiges begegnen. Im nächsten Nachtquartier hinter Montpellier wurden zu seinem größten Schrecken der Darmstädter und der Durlacher vermißt, und trotz den Nachforschungen des zurückgesendeten Wachtmeisters nicht wiedergefunden: sie waren mit Uhren und goldenen Halsketten zum Teufel. Vermuthlich hatten sie sich nach Clermont gewendet und Dienste bei den Franzosen genommen. Wir Andern hatten keinen weiteren Nachtheil davon, als daß der Lieutenant mißtrauischer gegen uns wurde und uns mehr in den Augen behielt. Besonders hatte er Furcht vor Perpignan, wo alle für Spanien Angeworbenen vor ihrem Ueberschreiten der Grenze vom Commandanten examinirt wurden, und Jeder, der sich als Französischer Unterthan zu erkennen gab, zurückbehalten ward.

Der Linzer, welcher schon einmal Spanischer Sol-

dat gewesen war, unterrichtete uns von diesem Allen. Jeder, dem vielleicht die Lust nach Spanien vergangen und der den Französischen Dienst dem Spanischen vorzuziehen geneigt sein mochte, hatte, wenn er auch kein Französisches Landeskind war, weiter nichts nöthig, als irgend eine auf der linken Rheinseite gelegene Stadt für seinen Geburtsort auszugeben, um ohne weitere Umstände dem Heere des Französischen Gewalthabers einverleibt zu werden.

Wir setzten also unsern Weg nach Perpignan fort. Das aus schwarzen Steinen erbaute Agde gewährt mit seinen engen Straßen einen schwermüthigen, düstern Anblick. Für mich war hier am wichtigsten, von weitem zum ersten Male das nur eine halbe Stunde entfernte Meer — das Mittelländische nämlich — sehen zu können. Nicht allein der großartige Anblick des endlosen Wasserspiegels wirkte mächtig auf mich, auch die Expedition Bonaparte's nach Aegypten segelte an meinen Augen vorüber, die Schlachten bei Abukir, Trafalgar u. a. wurden in meiner Phantasie erst heute geschlagen.

Ueber Bezières, bei welcher Stadt ein ordentlicher Wald der größten, mittlern Eichen an Umfang gleichen Olivenbäume meine Aufmerksamkeit auf sich zog, kamen wir nach Narbonne. Hier freute ich mich der herrlichen Fruchtbarkeit des Südens: die größte süße Orange kaufte ich für einen, das Pfund getrockneter Feigen für drei Sous.

Endlich erreichten wir nun auch, immer durch freundliche Dörfer und schöne, fruchtbare Gegenden wandernd, die letzte Departements-Hauptstadt Frank-

reichs, das wichtige, feste, sechs Stunden von den Pyrenäen entfernte Pergignan. Hier war es sehr lebendig: die Umgegend und alle Straßen wimmelten von Französischen Kriegern, welche nur auf den ersten Wink warteten, um unter dem Vorwande, nach Portugal zu marschiren, sich über Spanien auszubreiten. In einem großen Saale des Commandantur-Gebäudes mußten wir einige Stunden auf die Ankunft des uns examiniren wollenden Commandanten warten. Endlich kam er, ein General, in glänzender Parade-Uniform. Unser Lieutenant gab ihm seine Papiere, und mit der Frage in gebrochenem Deutsch an Jeden: „Was für Landsmann?" ging der Sohn des Mars unsere Reihe entlang. Dem Lieutenant, welcher gespannt auf unsere Antworten horchte, war es anzusehen, wie ihm ein Stein vom Herzen fiel, als Alles gut abgelaufen und Jeder seinem in der Kapitulation stehenden Geburtsorte treu geblieben war. Mein Freund, der Elsasser (er hieß Berg), galt für einen Schwaben.

Nun gelangten wir nach Ceret, wo zwei Felsen, wohl zweihundert Fuß hoch vom Boden, durch eine kühne Brücke verbunden sind, und wo wir das letzte Nachtquartier auf Französischem Gebiet aufschlugen. Des andern Tages passirten wir die Pyrenäen. Die sehr gut erhaltene Landstraße führt ohne Beschwerden in allmählicher Aufsteigung, auch zuweilen wieder ein wenig abwärts gehend, über den Col de Pertuis, und wird auf Französischer Seite durch die bekannte und geschichtlich berühmte Bergfestung Bellegarde beschützt.

Auf der Grenze nach Spanien mußten wir — mein Lieutenant und sein Sekretair nämlich — aus der Kalesche steigen, weil der Zollbeamte den Inhalt des Wagens untersuchen wollte, ob er etwa Contrebande vorfände. Er öffnete und durchwühlte den Reisekoffer und einige andere Pakete, fand aber nichts, und da der Lieutenant ihn zur Visitation seiner Leute einlud, äußerte er: dies wäre nicht nöthig, dergleichen Menschen hätten kein Geld, um Sachen einzuschwärzen; und doch hatten wir alle in Genf gekauften Waaren, mit Ausnahme derer, welche die beiden Deserteurs mitgenommen, seit heute früh in unseren Taschen.

Daß der Anführer der Zollbeamten aus Dummheit so gehandelt haben sollte, läßt sich wohl nicht vermuthen: wahrscheinlich verstand sich dieser Herr mit meinem Lieutenant, so wie mit allen Werbe-Officieren.

Wir befanden uns also nun in Hispanien, und da die Pyrenäen auf der Französischen oder nördlichen Seite rauher und mit mehr Schnee bedeckt waren, als auf der Spanischen oder südlichen, so konnte es mir auch gleich nicht anders vorkommen, als sei Spanien viel wärmer als Frankreich. Es war zu Ende Januars, und die Sonne erquickte dennoch schon sehr. Die erste Nacht brachten wir in einem Dorfe zu, die zweite in Figueras, dessen Citadelle sehr regelmäßig und ganz massiv von großen Quaderstücken aufgeführt ist. Besonders bemerkenswerth sind darin die geräumigen Souterrains, in welchen die ganze Besatzung wohnen kann und

bei einer Belagerung vom feindlichen Feuer nichts zu befürchten hat.

Ueber das befestigte Gerona, welches später durch tapfere Vertheidigung von Spanischer Seite sich einen Namen machte, und über das freundliche, am Meere liegende Mataro langten wir nach einigen Tagen in Barcelona an.

Das Erste und Wichtigste, was hier am andern Morgen mit uns vorgenommen wurde, war der Zug zum Geistlichen, welcher uns examiniren sollte, ob wir auch ächte katholische Christen wären. Auf diesem Wege fiel es mir erst ein, daß ich den Rath meines Lieutenants, mich auf ein Examen etwas vorzubereiten, ganz außer Acht gelassen hatte, und noch darüber mir den Kopf zerbrechend, waren wir schon an der Wohnung des Pfaffen.

Seine Ehrwürden befanden sich noch in den Federn, waren aber so gnädig, uns vor Ihrem Himmelbette zu empfangen. Zum Unglück kam ich so zu stehen, daß ich schon die dritte Person war, welche vor dem Bett, oder vor dem geistlichen Feder-Thron, erscheinen mußte; und meine beiden Vorgänger sprachen nicht laut genug, um etwas von ihnen profitiren zu können. Seine Ehrwürden waren Feldprediger beim Schweizer-Regimente von Wimpfen und sprachen als geborner Spanier ein gebrochenes Deutsch. Ich trat wirklich etwas ängstlich vor. Mein Lieutenant stand nicht weit davon. Die wohlgemästete Gestalt im Bette frug mich: „Wo seins geboren?" — In Breslau. — „Wo iß Breslau?" — In Schlesien. — „Ah! iß der Römsch Kaiser?"

— Nein, es gehört dem Könige von Preußen. — „So? sinds Ketzer in Schlesken! Seins Römsch-katholsch?" — Ja. — Mein Examinator fing nun an, mich ein wenig auf's Korn zu nehmen und verlangte das Kreuzmachen und den englischen Gruß von mir; aber wer von Allem nichts gehörig wußte und durchaus für einen Nicht-Katholiken erkannt werden mußte, war meine Wenigkeit. — — „Ah! seins nicht Römsch-katholsch! seins Ketzer!" brummte der Seelenhirt. Ich aber faßte mich wieder, und setzte meinem Manne mit ziemlicher Suada auseinander, wie meine Eltern früh gestorben, wie ich als kleines Kind schon unter lauter Evangelische gekommen, wie ich also in der katholischen Religion schlechte Fortschritte gemacht, und wie ich darnach streben würde, das Versäumte nachzuholen. Der dicke Herr beruhigte sich nun und sprach: „Iß gut, kann Sie gehn!" — und das bewölkte Gesicht meines Lieutenants wurde wieder klar. Später lernte ich die Ursache näher kennen, warum dieser ängstlich ausgesehen: jeder Werber, der einen Mann nach Spanien brachte, welcher nicht katholisch war, mußte demselben, sobald es entdeckt wurde, aus eigener Börse das Reisegeld zahlen, welches der Abgewiesene brauchte, um nach der Schweiz zurückzukehren, und verlor obenein noch alle früheren Auslagen.

Ich glaube nicht, von aufgeklärten Personen darüber Vorwürfe zu bekommen, daß ich mich für einen Katholiken ausgab; denn obgleich ich diese eben so gut für Christen halte, als die Evangelischen, so habe ich doch nie Trieb gefühlt, Katholik zu werden, und

gez. Moulinier

gest. Dequevoviller

Barcelona

nant, der so lange noch in Barcelona sich aufhielt, dem Posten eines geheimen Secretairs und geheimen Calculators vorstand und dafür täglich einen Pesos und ein gutes Frühstück bezog: ich mußte ihm nämlich alle Rechnungen, sowohl das Handgeld und die Reisekosten als die Contrebandier-Artikel betreffend, ausarbeiten und in's Reine schreiben, und hatte damit nur des Vormittags zu thun. Uebrigens stand sich Berg eben so gut als ich, und ich nicht besser als er, indem wir brüderlich das Unsrige mit einander teilten.

So gut nun auch die Lebensart war, so schlecht war unser Quartier: wir wohnten nämlich in der Tarisane in einem aus Felsstücken gewölbten Saale, oder vielmehr Keller, weil er tiefer als der Platz lag, und schliefen auf Strohsäcken zwischen zwei groben Linnentüchern und unter einer wollenen Decke. Viel besser waren übrigens die Kasernen in ganz Spanien nicht, nur daß nicht alle Säle so tief lagen; aber nie bekam ich als Spanischer Soldat ein besseres, vielmehr oft ein schlechteres Bett.

Im Ganzen gefiel es mir in Barcelona sehr, sowohl seiner Lebhaftigkeit, als seiner vielen merkwürdigen Gebäude, besonders aber seiner herrlichen Lage am Mittelländischen Meere wegen, welche Reize zu genießen wir Zeit genug hatten; denn wir brauchten noch nicht zu exerciren, und waren noch immer in unserer Civiltracht, indem erst die Ankunft eines dritten Transports — den ersten von Luzern abgegangenen, mit welchem ich vor meiner Krankheit abgehen sollte, hatten wir hier auch wieder einge-

holt — erwartet wurde, um vereint nach Carthagena, der Garnison des Regiments Traxler, wozu wir gehörten, zu marschiren.

Meine Lieblings-Promenade war Barcelonette, auch die Marine genannt: eine hart am Meere gelegene, sehr freundlich und regelmäßig gebaute Vorstadt von Barcelona, wo der Hafen ist und des vielen Ein- und Ausladens und Einlaufens und Abfahrens von Schiffen wegen ein reges, buntes Treiben herrscht. Berg war stets mein Begleiter. Die Apfelsinen, welche in ganzen Schiffsladungen von Majorca kamen, waren so wohlfeil, daß wir für einen Quartos deren sechs bekamen, und da der Wein theuer war, aßen wir von diesen und getrockneten Feigen sehr reichlich.

Drei Wochen waren wir in Barcelona, als die Nachricht kam, daß die nach Portugal gehenden Franzosen hier durchmarschiren und einen Ruhetag halten würden. Es wurden bald darauf alle Spanischen Truppen in die Citadelle und in das nahe auf einem Berge am Meere gelegene, die Stadt beherrschende Fort Montjoui verlegt, um alle etwaigen Händel zwischen ihnen und den Franzosen zu vermeiden, wie man vorgab. Unser Depot kam, mit andern Spanischen Soldaten, nach dem Montjoui, wo es uns, der Einsamkeit wegen, nicht besonders behagte.

Schon acht Tage mochten wir oben sein, und die Franzosen hielten noch immer Rasttag. Da hieß es: sie würden morgen eine große Musterung halten. Wir konnten von den Wällen des Castells ganz

Barcelona übersehen, sogar das Bewegen der Menschen auf Plätzen und in mancher Straße gewahren, am deutlichsten aber in und bei Barcelonette. Auf einem großen Platze bei letzterem waren die Französischen Truppen in Parade aufgestellt; ihre Waffen blitzten und die Harnische der Küraſſiere strahlten wie Spiegel in der Sonne. Wir sahen sie hin und her marschiren und bemerkten viel schnelle und für eine Musterung sonderbare Manövers derselben; bald theilten sie sich; die größte Abtheilung wandte sich gegen die Citadelle, die kleinere nach dem Thore, das zum Montjoui führt.

Unser Commandant lief mit dem Fernrohre verlegen hin und her, als plötzlich die Franzosen am Fuße des Berges erschienen, und bald kam ein Officier herauf und begehrte Einlaß. Dieser wurde ihm gewährt, und im Namen des Kaisers der Franzosen und dem des Königs von Spanien verlangte er die Uebergabe des Forts an die Französischen Truppen, mit dem Hinzufügen, daß die Citadelle bereits in ihren Händen sei. Nach einigen Stunden Bedenkzeit übergab der Commandant den Montjoui. Die Spanischen Truppen zogen wieder nach der Stadt hinab. Wir wurden in ein Kloster gelegt.

In den ersten Tagen durften wir, auf Ordre des uns vorgesetzten Wachtmeisters, unser Quartier nicht verlassen; denn man befürchtete, daß wir zu den Franzosen übergehen möchten. Dies verursachte Unzufriedenheit in unserer Mitte, und laut wurde geäußert, daß wir, wenn man uns sklavisch behandle, schon Gelegenheit finden würden, in Masse zu den

Franzosen zu gehen, wo mehr Freiheit herrsche. Da wir bis jetzt noch nicht eingekleidet waren und noch keinen Eid geleistet hatten, konnten wir auch nicht für regulaire Truppen gelten, und Subordinationsstrafen waren deshalb bei uns nicht in Anwendung zu bringen. Unserm Verlangen wurde daher, aus Schwäche oder Furcht, nachgegeben, und wir durften am nächsten Morgen ausgehen; doch erklärte man uns: wir müßten Einer den Andern beobachten, und gewärtig sein, am folgenden Tage wieder eingesperrt zu bleiben, sobald des Abends nur Einer von uns fehle —: eine sehr unpolitische Drohung! —

Berg und ich spazierten zusammen in der Stadt umher, und unterhielten uns von allerhand, also auch von unsern Verhältnissen, bis Ersterer endlich sagte: „Du, ich habe keine Lust, nach der Kloster-Kaserne zurückzukehren." — Ich auch keine besondere, war meine Antwort; denn daß Keiner von uns heut abfliegen sollte, ist sehr unwahrscheinlich, und dann würden diejenigen, welche unschuldig sind, durch sklavische Behandlung dafür büßen müssen. — „Nun, so wollen wir übergehen!" erwiederte Berg. — Ich bin dabei, sprach ich: Spanien ist ja nicht mein Vaterland! — Wir schritten also zur Ausführung des Werkes.

Daß wir würden angenommen werden, daran war nicht zu zweifeln; wir wußten ja, daß vom Regimente Wimpfen Mehrere in completter Montur übergegangen und angenommen worden waren: warum sollte man uns zurückweisen, die wir noch in Civilkleidung gingen? — Nur waren wir noch

im Zweifel, zu welchem Regimente wir gehen sollten; wir hatten unter zweien die Wahl: einem in Barcelonette stehenden Schweizer-Regiment und dem in der Citadelle befindlichen ersten Neapolitanischen Linien-Regiment; bei den wirklichen Franzosen wurden Ausländer nicht angenommen. Im ersteren waren wir unter Leuten, die unsere Sprache redeten, im zweiten unter solchen, von denen wir kein Wort verstanden; aber bei den Schweizern war der Stock Informator und Correktor, bei den Neapolitanern hingegen waren, wie bei den Franzosen, körperliche Züchtigungen verbannt. Nach kurzer Ueberlegung wählten wir die Neapolitaner.

Wir kamen gerade zur Wachtparade auf dem Platze der Citadelle an, und der Colonel, ein Franzose, sprach sogleich selbst mit uns, war sehr freundlich, und lobte unsern Entschluß, seinem großen Kaiser dienen zu wollen. Wir standen noch bei ihm, als ein Paar meiner verlassenen Kameraden herzukamen, und zwar aus demselben Grunde, welcher uns hergeführt hatte; nach wenigen Minuten erschienen wieder zwei, und endlich waren vierzehn Mann angelangt; eine ungefähr gleiche Anzahl hatte sich zu den Rothröcken — Französischen Schweizern — begeben, so daß also wenigstens die Hälfte des ganzen Depots sich aus dem Staube gemacht hatte.

Des andern Tages wurden wir schon in die weiße Uniform unseres Regiments gesteckt, und von Stund' an übte man uns täglich zweimal in den Waffen. Die Lebensart war recht gut: wir bekamen täglich anderthalb Pfund Brodt, gegen Mittag kräftige

Suppe und ein halbes Pfund Fleisch nebst ungefähr einer halben Bouteille guten Weines, um vier Uhr Nachmittags Gemüse und Wein, Geld aber nicht; dies wurde in Kriegsperioden den Französischen Truppen immer nach unbestimmten Zeiträumen, zuweilen von einem halben Jahre, ausgezahlt.

Nach einigen Tagen sahen wir einmal unseren vorigen Wachtmeister, wie er eben die Citadelle wieder verließ; er war bei unserm Oberst gewesen, um unsere Auslieferung zu bewirken, hatte aber mit lachenden Worten abschlägige Antwort erhalten.

Schon in der ersten Woche aber gefiel es uns nicht besonders in unserem neuen Verhältnisse: die ewig schwatzenden, lärmenden, um Geld spielenden und zankſüchtigen Neapolitaner waren nicht nach meinem Geschmack, und was Unsittlichkeit und Gemeinheit in Gebehrden, Worten und Handlungen betraf, hatte ich noch nie dergleichen gesehen und gehört; selbst unter den Officieren machten mehrere keine Ausnahme.

Drei Wochen waren wir hier und schon ziemlich einexercirt, als Berg und ich, da wir eines Tages in der Stadt promenirten, unserm vorigen Wachtmeister begegneten. Er nahete sich freundlich und knüpfte ein Gespräch mit uns an, in welchem er, als wir aus unserer Unzufriedenheit mit dem Charakter der Neapolitaner kein Geheimniß machten, uns endlich vorschlug, zu ihm zurückzukehren. Strafe wegen unseres Austretens hätten wir (so meinte er, und wir wußten, daß er wahr sprach, weil wir noch nicht geschworen und man uns noch keine Kriegs-Artikel

vorgeleſen) nicht zu befürchten; überdem ſollten wir für die drei Wochen, welche wir gefehlt, rückſtändige Beſoldung und Brodtgeld erhalten; für glückliches Entkommen werde er Sorge tragen u. ſ. w. Nach einigem Ueberlegen wurden wir Handels einig, und den nächſten Tag beſtimmte der Wachtmeiſter zur Ausführung unſeres Vorhabens. Der Hauptgrund, warum ich einwilligte, war, weiter in die Welt und durch ſchöne Gegenden nach Carthagena zu reiſen; denn daß das Neapolitaniſche Regiment ſobald Barcelona verlaſſen würde, ſchien nicht der Fall zu ſein.

Des andern Tages gingen wir Zwei nach einem uns bezeichneten Hauſe in der Stadt, und wurden von einer alten Frau empfangen, welche uns Speiſe und Wein vorſetzte; bald erſchien auch ein Corporal des Regiments Traxler, welcher von Allem unterrichtet war. Wir mußten unſere Neapolitaniſche Montur ablegen, und erhielten dagegen: Berg einen Matroſen-Anzug und ich eine Wachtmeiſter-Uniform, um ungehindert und ungekannt zum Stadtthor hinaus zu gelangen, indem dies von Franzoſen beſetzt und jedem zu ihnen gehörigen Soldaten das Verlaſſen der Stadt nicht erlaubt war. In Begleitung des Corporals kamen wir glücklich aus Barcelona hinaus, und marſchirten nach einem eine halbe Stunde von der Stadt entfernten, am Gebirge liegenden Dorfe.

Hier fanden wir den Hauptmann des Spaniſchen Schweizer-Depots, welcher uns freundlich, ohne irgend einen Vorwurf, empfing, und die Löhnung für die letzt verfloſſenen drei Wochen baar einhän-

digte. Wir übernachteten hier in einem großen, mit Heu angefüllten Gemache. Am Morgen früh hatten wir eine kleine Arbeit: meine ganze Baarschaft war mir während des Schlafes aus der Tasche in das Heu gerutscht, und wir waren genöthigt, den ganzen, nicht unbedeutenden Vorrath des letzteren zur Thür hinaus, und, nachdem wir alles Geld glücklich wiedergefunden, zurück zu werfen.

Bald erschien der Corporal, um mit uns über Tarragona und Tortosa den Marsch nach Valencia anzutreten, woselbst wir vor der Hand bleiben und dann mit einem größeren Transport nach Carthagena aufbrechen sollten. Um das Zusammentreffen mit Französischen Kriegern auf der Hauptstraße zu vermeiden, marschirten wir auf einem Fußwege in gebirgigter Gegend; aber der Llobregat, welcher den schmalen Steg abschnitt, nöthigte uns, die Landstraße zu gewinnen, auf welcher eine wohl eine Viertelstunde lange steinerne Brücke über den benannten Fluß führt*). Auf dieser Brücke standen einige Chasseurs, als äußerste von Barcelona aus aufgestellte Französische Vorposten in der Richtung nach Tarragona. Diese Krieger betrachteten uns zwar mit besonderer Aufmerksamkeit, legten unserem Weitergehen aber kein Hinderniß in den Weg. In einem Flecken, der eine Stunde weiter liegt, machten wir Halt, um zu übernachten. Berg und ich wurden zusammen und der Corporal allein einquartiert. Wir

*) Der Llobregat ist im Sommer kaum so breit, wie unsere Spree bei Moabit, wird aber mit der Regenzeit des Winters so groß, daß eine so lange Brücke nothwendig ist.

beiden Ersteren kauften Reis und Stockfisch und ließen uns daraus von unserer Wirthin eine tüchtige Speise bereiten.

Nach eingenommener Mahlzeit machten wir, da es noch Tag war, eine kleine Promenade im Orte. Wir standen eben an dem Krame einer Obsthändlerinn, um einige Orangen zu kaufen, als Berg plötzlich mit ängstlicher Stimme rief: „Die Neapolitaner!" und in das nächste Haus rannte. Ueber seinen Ausruf sowohl, als über seine Flucht etwas bestürzt, stand ich einige Augenblicke unbeweglich. Der Gedanke: die Neapolitaner haben hier ja keine Macht, sie können dich nicht fressen, — durchflog mich eben so schnell, und als ich mich kaum besonnen hatte und nach der Ursach von Bergs Verschwinden umsah, waren die Neapolitaner schon bei mir und erklärten mich frohlockend für ihren Gefangenen; auch mein Kamerad wurde aus seinem Zufluchtsorte geholt.

Die Neapolitaner waren ihrer sieben: ein Capitain und sechs Sergeanten von unserem verlassenen Regimente. Sie fragten uns nach dem Aufenthalte von vier Kameraden, die mit uns desertirt sein sollten, und da wir keine befriedigende Antwort gaben und geben konnten, meinten sie: man würde uns in Barcelona das Geständniß schon zu entlocken wissen. Die herangerückte Nacht verhinderte den Hauptmann, sogleich mit uns nach Barcelona zurückzukehren, und wir mußten den andern Tag in einem unterirdischen Gefängniß erwarten, welches oben durch eine eisenbeschlagene Fallthür von

einem Hofe getrennt war. Auf altem Stroh liegend, hatten wir Zeit genug, philosophische Betrachtungen anzustellen. Berg sah sich schon erschossen, und, obgleich mein Herz nicht am muthigsten pochte, suchte ich ihn doch einigermaßen zu trösten, und erwähnte unter Anderem, daß die Einwohner des Ortes, indem die Stimmung der Catalonier gegen die Franzosen bereits sehr feindlich war, das isolirte Neapolitanische Detaschement vielleicht todtschlagen und uns befreien würden; aber diese Hoffnung blieb unerfüllt. Doch bekamen wir Speise und Wein zur Erquickung: ob von den Neapolitanern oder von den Spaniern, weiß ich nicht.

Am Morgen traten wir Arrestanten mit unserer Bedeckung den Rückweg an: es war am 2ten März 1808. Die Französischen Vorposten auf der Brücke mochten uns wohl schon für Todes-Candidaten halten und betrachteten uns mit ernsten, mitleidsvollen Blicken. Durch sie hatten die Neapolitaner den Weg erfahren, den wir genommen: sie hatten also ihre Pflicht gethan; jetzt aber, da sie Unglückliche in uns erblickten, erwachte das Gefühl des Mitleids in ihnen: ein Charakterzug, den ich bei dem bei weitem größten Theile der Franzosen immer vorherrschend gefunden habe.

In einem Dorfe, zwei Stunden von Barcelona, kehrten die Neapolitaner ein, um zu frühstücken. Wir bekamen auch etwas. Als sie wieder mit uns aufbrechen wollten, kam einer von ihnen, welcher draußen beschäftigt gewesen war, herein, und flüsterte dem Hauptmann etwas in's Ohr. Auf einen

Wink von ihm ladeten plötzlich Alle ihre Gewehre und wir Beide wurden in eine kleine Kammer geschoben. Einer blieb zu unserer Bewachung zurück und die Uebrigen eilten zum Hause hinaus. Nach wenigen Minuten fiel in der Nähe ein Schuß und beseelte uns mit frischer Hoffnung: wir glaubten, die Insurrektion sei ausgebrochen und wir würden bald befreit sein. Wir waren schon Willens, unserem Wächter sein Gewehr zu entreißen: es würde uns aber schlimm bekommen sein. Glücklicherweise wurden wir noch zu rechter Zeit von unserem Wahne geheilt. Es traten zwar vier Spanische Schweizer-Soldaten ins Zimmer —: aber sie waren gefesselt, trugen ihre Gewehre verkehrt, die Neapolitaner folgten ihnen, und — unsere Hoffnung war zertrümmert. Dies waren also die vier Kameraden, nach welchen man uns gefragt, von denen wir aber nichts gewußt haben konnten.

Die vier Unglücksgefährten hatten früher beim Regimente Wimpfen gestanden, waren dann zu den Neapolitanern gegangen, und hatten sich ein Paar Stunden nach uns auch wieder davon gemacht. In völliger Montur und Armatur, die man ihnen sogleich wieder gegeben, waren sie jetzt im Begriff gewesen, in Begleitung eines Corporals zu ihrem Regiment in Tarragona zu gehen. Der Eine von ihnen hatte, als er seine Verfolger erblickte, entfliehen wollen, und nach ihm war der Schuß geschehen, der ihn zwar nicht verwundete, aber doch zum Stehen brachte. Wir beiden Ersteren, welche mit den Andern nicht unbekannt waren, fühlten

einige Erleichterung, daß wir noch mehrere Unglücksgefährten hatten, noch mehr aber deshalb, daß diese mit Gewehr-Riemen gefesselt und wir ungebunden nach Barcelona transportirt wurden.

Dort angekommen, bemerkte ich, daß Spanier und Franzosen uns ernst und bedauernd betrachteten, ohne daß Einer etwas Spöttisches blicken ließ. Ganz anders war es aber in der Citadelle, wo der größte Theil der Neapolitaner seine Schadenfreude nicht verbarg, was indeß nicht der Fall gewesen sein würde, wenn wir ihre Landsleute gewesen wären —: ein Beweis, daß wenigstens der gemeine Mann dieser Nation dazumal auf einer sehr niederen Stufe der Cultur stand.

Wir wurden sogleich zum Colonel geführt, welcher sich sehr zornig bezeigte, und uns mit der Drohung, uns erschießen zu lassen, in's Gefängniß schickte. Wir Sechse waren allein die Bewohner desselben, denn die wegen leichter Vergehungen Verhafteten befanden sich in einem andern —: eine uns schlimm scheinende Vorbedeutung! —

Nichts ist peinigender, als Ungewißheit über ein künftiges gewitterschwer drohendes Schicksal, und in dieser Lage blieben wir zehn Tage, während welcher Niemand zu uns kam, als ein Soldat von der Compagnie, wozu ich und Berg, und einer von der, wozu die vier Andern gehörten. Diese brachten uns eben solche Speisen und eben so viel Wein, als wir früher in der Kaserne bekommen hatten.

Am elften Tage hörten wir mehrere Stimmen vor der Thür; bald wurde diese geöffnet und der

Sergeant der Wache rief uns. Der Oberst, sein Adjutant und einige Sergeanten standen draußen. Ersterer sah sehr ernst aus, musterte uns einige Augenblicke mit scharfem Blicke, und fragte darauf mich, von dem er wußte, daß ich etwas Französisch verstand: „Vous et vos camerades, deserterez vous un autre fois?“ — Natürlich antworteten, nachdem ich es den Erwähnten verdeutscht hatte, sie und ich einstimmig: „Nein!“ und der Colonel überwies uns den dabei stehenden Sergeanten unserer Compagnien und entfernte sich mit raschen Schritten. Wer war froher als wir! —

Wenn ich der Sache früher reiflich nachgedacht hätte, wäre meine vorherige Furcht geringer gewesen. Vor ein Kriegsgericht gestellt, konnte man uns aus zweierlei Ursachen keine sehr harte Strafe zuerkennen: erstens, weil wir Ausländer waren, und zweitens, weil unser Uebergang zu den Spaniern nicht als ein Uebergang zum Feinde betrachtet werden konnte.

Nun wurden wir vollends in den Waffen geübt und manövrirten bald im Regimente mit. Den Spötteleien und Beleidigungen der Neapolitaner setzten wir Deutschen, welche sehr gut zusammen harmonirten, Derbheit entgegen, und erhielten dadurch etwas Ruhe, und ihr sonstiges unsittliches Treiben wurde mir mit der Zeit gleichgültig. Auffallend war uns anfangs ihr Geist des Widerspruchs gegen ihre Vorgesetzten, besonders gegen Corporale und Sergeanten, welcher oft in den größten Zank ausartete, ohne daß sie deshalb sonderlich bestraft wur-

deut. Besonders hatte ein Sergeant unserer Compagnie, von Deutschen Eltern in Neapel geboren, viel mit ihnen sich zu ärgern.

Es vergingen mehrere Wochen ohne besondere Ereignisse: da brach die Insurrektion in Spanien aus und verbreitete sich auch über Catalonien. Ein Theil der Barceloner Garnison mußte gegen die Insurgenten nach Manresa aufbrechen, wozu das erste Neapolitanische Regiment auch seine Mannschaft — von jeder Compagnie dreißig — lieferte, und Berg war mit unter den Ausmarschirenden. Gern wäre auch ich mit ausgezogen; aber nur der, welchen das Loos traf, mußte und durfte fort. Nach acht oder neun Tagen kamen die Truppen, ohne bedeutenden Verlust erlitten zu haben, als Sieger zurück, und führten eine Menge Beute aus dem erstürmten und geplünderten Manresa mit sich. Berg löste ziemlich viel Geld aus dem, was er erbeutet hatte, und ich hatte mit ihm einige Zeit ein gutes Leben.

Am Tage nach der Rückkehr meiner Waffengefährten trug sich in dem Gemache, welches ich mitbewohnte und worin, wie in allen übrigen der Kasernen dieser Citadelle, zwanzig und einige Mann lagen, ein tragischer Vorfall zu. Die Zurückgekommenen waren mit dem Reinigen ihrer Gewehre beschäftigt. Fleisch und Suppe hatte man eben unter uns vertheilt. Ich stand, den Rücken gegen das Fenster gekehrt, und aß die Suppe aus meinem blechernen Napfe. Ein zwei Schritte vor mir mitten im Zimmer stehender Neapolitaner that desgleichen;

ein anderer putzte, auf seinem Bettgestell sitzend, das Schloß seines Gewehres, und der Lauf war, etwas Weniges zum Boden sich neigend, nach dem Fenster gerichtet. Plötzlich erschreckt uns Alle ein Knall, und der vor mir Stehende und gemächlich Speisende bricht mit dem Ausrufe: „O santo Antonio!“ zusammen.

Die Gewehre sollten alle, ehe die von Manresa Kommenden Barcelona wieder betraten, ihres Schusses durch einen Kugelzieher entledigt werden. Derjenige, welcher auf dem Bette putzte, hatte es unterlassen und am andern Morgen vergessen. So war nun jetzt das Gewehr losgegangen und die Kugel dem Gefallenen durch den Unterleib gedrungen: er starb nach einigen Minuten. Das tödtende Blei ward nachher im Zimmer unter dem Fenster gefunden und hatte ein Loch in die Mauer gemacht, war also zwischen meinen gespreizten Beinen durchgegangen. Der unvorsichtige Thäter sah eben so leichenblaß aus, als der Entseelte, und da Beide gute Freunde gewesen waren, so litt er durch sein Gefühl gewiß mehr Strafe, als durch die acht Tage Gefängniß, zu welchen er verurtheilt wurde.

Nach kurzer Zeit bekam fast die ganze Garnison Befehl zum Marschiren; unser Regiment war dabei, und nur das Schweizer-Regiment und einige andere Truppen blieben in Barcelona. Es ging auf Mataro und Gerona zu. Unser Corps bestand aus zwei Französischen Linien-Regimentern, zwei Italienischen, worunter die Mailänder Garde, und dem ersten Neapolitanischen, mehreren Escadronen Französischer

und Neapolitanischer Kavallerie, nebst der den Regimentern zugeordneten Feld-Artillerie, und stand unter dem Befehle des Divisions-Generals Lecqui, dem der Brigade-General Schwarz[13]) untergeordnet war. Wir Neapolitaner waren, um in der Hitze schnell fortzukommen, sehr leicht gekleidet, nämlich in weiß baumwollenen Jacken und Hosen, welche letzteren mit den Kamaschen aus einem Stück bestanden, und trugen im Tornister nichts, als sechs Schiffszwiebacke und hundert Patronen.

Drittehalb Stunden von Barcelona befindet sich ein Fluß, welcher ziemlich breit, aber, wenigstens im Sommer, nicht tief ist, und jenseits liegt ein ziemlich großes Dorf (Badelona). Bis am Flusse waren wir, und schickten uns an, denselben zu passiren. Da nur eine auf Pfählen ruhende, aus zusammengeketteten einzelnen Brettern bestehende, höchstens zwei Fuß breite Brücke für Fußgänger hinüber führt, so ging es natürlich sehr langsam mit uns. Kaum hatten die Ersten den Steg überschritten, als aus dem buschbewachsenen Gebirge links Flintenschüsse fielen und Kugeln über uns dahin pfiffen. Nun war es zu Ende mit der Brücken-Passage: Alles watete in größter Eile bis an die Hüften durch das Wasser. So erreichten wir rasch das jenseitige Ufer. Zu sehen war kein Feind, aber durch fortgesetztes Feuern aus den Gebüschen der Anhöhen laut genug zu hören. Doch war die Entfernung zu groß, als daß er uns besondern Schaden hätte zufügen können: nur Wenige wurden leicht blessirt. Wir mußten nun Alle schnell laden, und setzten dann

in geschlossenen Colonnen, Gewehr im Arm, bedächtig unsern Weg fort. Nach kurzer Zeit wurden wir einen auf einem kahlen Berge stehenden Haufen bewaffneter Leute gewahr, welche munter auf uns feuerten. Zwei Compagnien Neapolitaner, worunter auch Berg und ich, mußten vortreten. Mit dem Zusatze: „Coraggio, amici miei, non ne son che pochi!“ (Muth, meine Freunde, es sind ihrer nur wenig!) befahl uns der Groß-Major den Angriff.

So schnell als möglich liefen wir vorwärts und bergan. Die Bauern setzten ihre Schüsse fort, bis wir schon über die Hälfte des Berges erstiegen hatten, tödteten uns einen Mann und verwundeten zwei. Als sie aber sahen, daß wir uns nicht abschrecken ließen, ergriffen sie die Flucht. Nachdem wir oben angelangt waren, streckten unsere Kugeln noch zwei von den Flüchtlingen zu Boden.

Es befand sich auf dem Berge eine geräumige Felsgrotte, und vor derselben brannten mehrere Feuer, an welchen eine Menge Töpfe und Pfannen mit Gemüse, Fleisch und Eiern standen, zum Mittagsmahle für die Entflohenen bestimmt. Wir fielen wie hungrige Wölfe darüber her, als der Capitain uns durch die Warnung: es könne vergiftet sein, vom Genuß abzuhalten suchte; wir ließen uns aber nicht stören. Vorn in der Höhle fanden wir einige Krüge guten Weines, welcher uns sehr erquickte, und wovon sogar der Hauptmann, als er sah, daß noch Keiner von uns zu Boden sank, einige Züge that. Da machte ein Soldat, welcher tiefer in die Höhle gegangen war, Lärm, und rief:

„Brigands! Brigands!“ Wir glaubten uns überfallen, warfen Essen und Trinken fort und setzten uns in Vertheidigungsstand. Plötzlich stürzte der Erste dieser Brigands*) mit seiner Büchse zur Höhle hinaus und auf uns zu. Zufällig war ich am schnellsten, mein Gewehr loszudrücken, und streckte ihn todt nieder. Dieser Erste war auch der Letzte, welcher uns hier oben beunruhigte, und folglich das ganze Corps, welches uns in Allarm gebracht hatte. Wahrscheinlich hatte er sich bei der Flucht seiner Kameraden verspätet und im Hintergrunde der Höhle verborgen zu halten gesucht. Durch den Ausruf des ihn Entdeckenden erschreckt, lief er in die ausgebreiteten Arme des Todes. Es hat mich nachher manchmal gefreut, ihn so gut getroffen zu haben: denn wäre er den Neapolitanern lebendig in die Hände gefallen, hätte er gewiß qualvoller enden müssen, indem sie noch mit seinem Leichnam barbarisch umgingen, aus Aerger, daß sie nur etwas Weniges von Geld in seiner Leibbinde fanden. Uebrigens war es der Befehl des Generals, keinen bewaffneten Bauern Pardon zu geben.

Als wir wieder zu unserem Corps kamen, fanden wir Alles mit dem Plündern von Badelona beschäftigt, weil man es für gewiß hielt, daß die Männer aus diesem Ort die Feinde auf dem Berge gewesen: denn man fand, außer einigen Greisen, nur Weiber und Kinder darin. — Wo Alles genommen wird,

*) Le Brigand (der Straßenräuber). So wurden die im Aufstande begriffenen Bauern von den Franzosen und ihren Bundesgenossen genannt.

ist es dem, welcher beraubt wird, gleich, wer es nimmt: so urtheilen selbst die Besseren unter den Kriegern, und folglich war ich nicht zu faul, mich auch nach Beute umzusehen, kam aber zu spät, und mußte mich mit einem großen weißen Brodte begnügen, worauf ich, da die harten Zwiebacke mein Leibessen nicht waren, Appetit hatte.

Den großen Weinvorräthen, welche wir in den Kellern vieler Häuser fanden, wurde am ärgsten mitgespielt: der größte Theil des Neapolitanischen Regiments begnügte sich nicht, seinen Durst zu stillen und seine Blech- und Kürbiß-Flaschen zu füllen, sondern war roh und einfältig genug, die Fässer zu zerschlagen oder wenigstens ausströmen zu lassen, ohne an den Nachtheil zu denken, der ihnen am Ende selbst daraus entstehen konnte, und, wie wir sehen werden, wirklich entstand.

Wie der Mensch sich schnell an Blutvergießen gewöhnen und eine gewisse Rohheit annehmen kann, kann ich am besten aus mir selbst beurtheilen. Ich, der ich in meiner Jugend nicht einmal unschuldige Thiere tödtete, der beim Anblick eines menschlichen Leichnams schauderte, war nach dem ersten Gefechte, welchem ich beiwohnte, freilich auch durch Wein ermuthigt, sehr gleichgültig, als ich unschuldig erschlagene Greise in den Straßen Badelona's liegen sah, ja, ich stieß einen solchen, welcher mir beim Eintritt in ein Haus im Wege lag, kaltblütig bei Seite.

Eine Abtheilung unserer Truppen wurde von hier aus beordert, das Castell de Mongat, welches auf

einem steilen Felsen die Straße beherrscht, zu erstürmen. Die Spanier leisteten schlechten Widerstand: sie flohen auf Mataro zu; eine Fahne und zwei Kanonen, welche letzteren, weil wir sie nicht fortbringen konnten, vernagelt werden mußten, fielen in unsere Hände.

Wir marschirten nun weiter auf Mataro, welche Stadt von Spanischen Truppen und Landleuten besetzt sein sollte. Auf dem Wege, der nahe am Meere hinläuft, wurden wir von zwei Englischen Kriegsschiffen beunruhigt. Ihre Kanonenkugeln summten über uns hin, und wenn ein so unhöflicher Luft-Passagier bemerkt wurde, bückte sich fast Alles um mich her, und ich mit. Obgleich ich gerade nicht zum Scherzen aufgelegt war, so nöthigte mir doch das Benehmen des Unter-Lieutenants unserer Compagnie, eines Calabresen, ein Lächeln ab. „Non avete paura, amici miei!“ (fürchtet Euch nicht, meine Freunde!) rief er, wenn seine Soldaten sich bückten, und mit ängstlichem Wesen bückte er sich selbst. Nur eine Kugel, welche von einem Hause eine Ecke abriß und die Steine unter uns schleuderte, verwundete durch diese Einige leicht.

Wir waren noch eine halbe Stunde von Mataro, als wir die Landstraße, den einzigen für Artillerie und Kavallerie zu benutzenden Weg, wohl zwanzig Fuß breit durchstochen fanden und von Kanonenfeuer aus der auf dieser Seite verschanzten Stadt begrüßt wurden. In kurzer Zeit war jedoch dies Hinderniß durch die Sappeurs beseitigt. Nun wurde das Heer in drei Haufen getheilt. Zwei Bataillons

rückten auf der geraden Straße vor, eins, wobei ich, rechts hart am Meere im tiefen Sande, und die dritte Abtheilung, die Haupt-Colonne, links im Gebirge, wo sie durch Anhöhen und Gebüsch gedeckt und verborgen war; beide ersteren machten eigentlich nur Schein-Angriffe, auf die das Augenmerk der Feinde gerichtet wurde. Wir am Meere hatten kein leichtes Spiel. Von der Anstrengung des Tages ziemlich ermüdet, wateten wir, das Gewehr in Balance, bis an die Knöchel im Sande, und als wir endlich der Stadt nahe genug waren, empfing uns ein mörderisches Kartätschenfeuer, und die, welche nicht fielen, bezeigten wenig Lust zum Weitergehen. Daß auch mir in diesem ersten großen Blutbade, welchem ich beiwohnte, das Herz ungestüm pochte, gestehe ich freimüthig. Ueber hundert Mann, wovon die meisten todt, lagen bald im Sande. Dem Ober-Lieutenant unserer Compagnie drang eine Kugel in den Unterleib und durch den Rücken; dessen ungeachtet war er nicht todt, und wurde, weil kein innerer Theil verletzt war, in sechs Wochen vollkommen wieder hergestellt. Ein Hauptman und zwei Lieutenants befanden sich aber unter den Todten.

Der uns commandirende Major ermuthigte uns zum Vordringen, und plötzlich verstummte das feindliche Geschütz. Etwas muthiger schritten wir nun vorwärts und gelangten ohne weiteres Hinderniß in die Stadt, welche schon von den Unsrigen, die sie von der Gebirgsseite genommen, angefüllt war. Es ging wild darin her; getödtete Feinde in Uniform und in Bauernkleidung lagen auf den Straßen, der

größte Theil war indeß entflohen; Franzosen und Italiener beschäftigten sich mit Plündern und mehrere Häuser standen in Flammen. Natürlich suchten wir neu Hinzugekommenen auch unsern Antheil zu erhaschen und zerstreuten uns rechts und links. Berg und ich blieben immer zusammen. Lange fanden wir kein Haus, in welchem nicht von den Unsrigen welche rumorten. Endlich — die Einwohner waren fast alle entflohen — öffneten unserer Viere gewaltsam die Thür im Hause eines Tabackhändlers, und erbeuteten daselbst, nachdem wir mehrere Schränke und Kasten zerschlagen, eine ziemliche Summe Geldes: mehrere Rollen mit Goldstücken; eine Menge Silbergeld, welches dabei lag, überließen wir einem Schwarme Kameraden, der nach uns das Haus betreten hatte, und gingen froh davon. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß, weil die Spanier als Rebellen betrachtet wurden, wir vom General Lecqui, einem Italiener, Befehl zum Plündern und Brennen hatten.

Das Geld, was wir erbeutet hatten, bestand aus zweihundert Quadrupeln*) und war nach Preußischem Courant ungefähr 4800 Thaler an Werth. Die vier Inhaber desselben (zwei Neapolitaner, Berg und ich) erhielten also Jeder 800 Piaster. So groß auch meine Freude über diesen Fund anfänglich war, so gleichgültig wurde es mir bald: es hat mir auch nicht viel Nutzen gebracht.

Nach einer Stunde riefen die Trommeln uns

*) Quadrupel oder Once d'oro. Dieses Goldstück ist eine Unze schwer und enthält 16 Piaster (Duro's) oder 320 Reales.

wieder zusammen, und wir lagerten uns rings um Mataro, wobei wir nicht unterließen, Lebensmittel aus der Stadt in Menge mitzuschleppen, besonders Speck, Schinken und Wein; ich trug mit Berg allein ein Faß, welches wohl dreißig Quart enthielt. Wir waren sehr munter bei unseren vielen Feuern, an welchen wir nach Herzenslust brateten und kochten, aßen und tranken. Nur ein Paar Stunden schliefen wir.

Am Morgen traf die Compagnie, wozu ich gehörte, das Loos, die Verwundeten nach Barcelona zu eskortiren, während die Andern weiter vorwärts zogen. Wir mußten zuerst für den Frevel der Vandalen büßen, welche die Wein-Niederlagen zerstört hatten, indem wir auf dem Rückwege Durst leiden, und froh sein mußten, wenn wir, auf dem Bauche liegend, aus den Löchern in der Erde den sauer gewordenen Wein saugen konnten, welcher darin stehen geblieben war, und eben so ging es uns, nachdem wir die Blessirten überliefert hatten und dem Heere nachzogen, jenseits Mataro, wo auch so roh gehaust worden war.

In letzterer Stadt hatten sich wieder mehrere Einwohner, worunter einige Gastwirthe, eingefunden, und da die Compagnie hier einige Stunden rastete, kehrten Viele in die Wirthshäuser ein: Berg, ich und noch zwei Deutsche in eins, das ziemlich weit vom Sammelplatz entfernt war. Wir wurden ziemlich lustig, und hörten den Tambour nicht, welcher zum Aufbruch trommelte. Als wir endlich nach dem Platze gingen, fanden wir unsere Leute nicht

mehr und mußten allein nachmarschiren: ein Umstand, der uns etwas in Verlegenheit setzte, weil wir wußten, daß die Nachzügler von den Bauern aufgelauert und meistentheils in die andere Welt befördert wurden, oft auf sehr martervolle Art.

Vom Wein ermuthigt, schritten wir indeß tapfer vorwärts, bis wir nach einer halben Stunde einen Trupp von ungefähr sechszehn mit Sicheln und Harken versehener Landleute auf dem Felde, etwa funfzig Schritte links von der Straße, stehen sahen, welche zu berathschlagen schienen, ob sie uns angreifen sollten oder nicht. Uns wurde etwas bange; doch beschlossen wir, unser Leben theuer zu verkaufen. Solchergestalt thaten wir, als wenn wir die schon geladenen Gewehre jetzt erst mit Schüssen versahen, spannten den Hahn, pflanzten das Bajonet auf, und marschirten, Gewehr im Arm und en quarrée, dreist vorwärts. Die Bauern standen ein Weilchen still, kamen aber bald rasch einige Schritte auf uns zu. Da schlugen wir die Gewehre an, und unsere Gegner, welche nun wohl einsahen, daß vier Mann von ihnen fallen würden, gingen schnell wieder zurück. Wir unterließen jetzt, um den Bauern während des neuen Ladens keine Gelegenheit zum Vorrücken zu geben, das Abfeuern, und setzten, ohne weiter beunruhigt zu werden, unsern Weg fort.

Der Abend dämmerte schon, als wir nahe einer Waldung waren und unsern Tambour hörten. Wir fanden bald unsere Compagnie auf, welche schon Wachtfeuer angezündet hatte, um im Gehölz zu übernachten.

Des andern Tages zogen wir durch ein Dorf, welches bewohnt und nicht ausgeplündert war, wahrscheinlich weil die Einwohner sich friedlich gezeigt hatten; aber nur mit großer Mühe konnte unser Capitain so viel Brodt auftreiben, daß auf vier Mann ein Pfund kam. Spuren der Verwüstung fanden wir beim Weiterziehen überall: ausgebrannte*) Gebäude, zertrümmerte Geräthschaften und verstümmelte menschliche Leichname, sowohl vom Feinde als von den Unsrigen.

Wir kamen wieder durch ein Dorf, welches ausgebrannt und ausgeplündert war und unbewohnt schien. Doch als wir darin waren, begrüßten uns aus den Ruinen zahlreiche Flintenschüsse. Das Klügste war, in möglichster Schnelle durchzueilen: denn das Untersuchen der Gebäude würde uns zerstreut und den Untergang gebracht haben. Außer einem Manne, der todt blieb, kamen wir glücklich durch.

Ohne weitere Ereignisse erreichten wir darauf das Armee-Corps, welches eine Stunde vor Gerona campirte.

Von dem, was während meiner Anwesenheit gegen Gerona unternommen wurde, weiß ich weiter nichts zu sagen, als daß unser Regiment einige Tage dort lagerte, daß zuweilen Kanonenkugeln über uns hinweg flogen, daß ein trockener Graben, worin wir uns gewöhnlich aufhielten, uns vor ihnen sicherte,

*) Selbst in den Dörfern Cataloniens findet man lauter steinerne Häuser, welche wohl aus-, aber nicht abbrennen, so daß man ihnen von außen wenig Zerstörung ansieht.

und daß unser Regiment und einige andere Truppen-Abtheilungen auf der mit Zerstörung bezeichneten Straße nach Barcelona zurückkehren mußten, wahrscheinlich weil unsere Gegenwart dort nöthig war, indem man den Einwohnern und den jenseitigen Insurgenten nicht traute.

Es wurde uns auf dem Rückmarsche, obgleich wir oft weit von der Straße abschweiften, schwer, Lebensmittel aufzutreiben. Wein fanden wir in den abgelegenen Häusern genug, auch etwas Vorrath an Speck und anderem geräucherten Fleischwerk, so wie Mandeln, Haselnüsse und dergleichen; aber Brodt, wonach wir am meisten uns sehnten, war gar nicht vorhanden; überhaupt stand es, so weit ich im Spanischen umher kam, mit der Auffindung dieses nothwendigsten Lebensmittels immer sehr schlecht. Auch an Wasser war großer Mangel. Wir kochten uns trockene Bohnen und Fleisch in reinem Wein, und als Berg und ich einst ein Huhn getödtet und etwas Mehl erbeutet hatten, bereiteten wir uns eine Mahlzeit eigener Art: aus Mehl und Wein machten wir einen Teig, zerließen darauf Speck in einer Pfanne, und brateten darin den Kuchen und das Huhn; ersterer vertrat darauf die Stelle des Brodtes.

Als Berg und ich einmal in einem einzeln stehenden Hause nach Lebensmitteln suchten, fanden wir mehrere Neapolitaner darin; diese entfernten sich aber bald. Bald nachher füllte sich das Gemach im zweiten Stockwerk, worin wir waren, mit dickem Rauche. Wir wollten die Treppe hinab, aber unten

brannte es lichterloh: die Neapolitaner hatten, ohne sich um uns zu bekümmern, im Erdgeschosse Feuer angelegt. Zum Glücke war das zweite Stock nicht sehr hoch und vor dem Hause war der sandige Boden mit zerstreutem Stroh bedeckt; wir warfen also Gewehre, Patrontaschen, Tornister und Tzakots zum Fenster hinaus, und sprangen dann nach, ohne Schaden zu nehmen. Aber nie werde ich den silberhaarigen, ehrwürdigen, wirklich schönen Greis — wahrscheinlich der Eigenthümer des Hauses — vergessen, welcher, auf einem Steine zwanzig Schritte vom brennenden Gebäude sitzend, mit feuchtem Auge starr und stumm in die Verwüstung sah.

Den größten Theil meiner erbeuteten Baarschaft hätte ich gern zu den Meinigen nach Berlin geschickt; aber dies war auf einem so weiten, theils unsicherem Wege eine sehr kitzliche Sache. Wann kam ich nach Berlin? vielleicht gar nicht! und von wem sollte ich nach Jahren Rechenschaft fordern, wenn das Geld gar nicht angelangt war? Wenn ich es nach Berlin sandte, durfte ich Zehn gegen Eins wetten, daß es nicht dorthin kommen, selbst nicht einmal Frankreich erreichen würde: deshalb unterblieb es einstweilen; und als die Goldstücke nach und nach — (theils durch zu große Freigebigkeit gegen meine Deutschen Kameraden, theils durch die in Barcelona später eintretende Theurung, so wie auch durch einen Diebstahl, indem man mir funfzehn Quadrupel heimlich aus meinem Tornister nahm) — von mir Abschied genommen hatten, unterblieb es ganz. Meinem Freunde ging es nicht

viel besser. Er hatte, als mein sämmtliches Geld schon fort war, noch ein Dutzend Goldstücke.

Außer mehreren militairischen Executionen, die in Barcelona vorfielen, ereignete sich vor der Hand nichts Besonderes.- Ich kann nicht umhin, einige davon zu erzählen.

Der Tambour maître*) unseres Regiments, ein Römer und hübscher junger Mann, fing in einem öffentlichen Hause in trunkenem Zustande Händel an, zerschlug das Geschirr und hieb einer feilen Dirne die Hand ab. Er wurde — um die strenge Mannszucht der Franzosen an Orten, wo man friedlich sie behandelt, zu bethätigen — zum Tode verurtheilt. Der Muth und die Munterkeit, womit der Delinquent zu seinem Begräbnisse ging, waren außerordentlich. Ohne einen Rausch zu haben, trällerte und sprang er auf dem Wege, und hielt mehrere Male an, seine nebenher gehende, in Thränen zerfließende Geliebte zu umarmen und zu küssen. Er ließ sich nicht die Augen verbinden, und commandirte, einen Cigarro rauchend, selbst: Feuer! —

Ein Gegenstück zu ihm lieferten drei Landleute, welche beim Abgraben einer Wasserleitung, durch welche die Citadelle ihr Wasser erhielt, ertappt worden waren. An allen Gliedern zitternd, ein Crucifix krampfhaft in der Hand festhaltend, die Predigt des sie begleitenden Mönches mit Augen, Mund und Ohren verschlingend und doch nicht hörend, schwankten die Armen dem Tode entgegen. —

*) Der Tambour maître ist der nächste zum Tambour major und geht vor dem zweiten Bataillone her.

Später, als mehrere Hunderte Spanischer Gefangenen in einem Kloster lagen und Barcelona viel Neigung zur Empörung gegen die Franzosen zeigte, begab es sich, daß die Dominikaner, welche in erwähntem Kloster Begräbnißplätze hatten, mehrere Leichen in feierlicher Procession dahin brachten. Den Franzosen fiel es auf, daß in der ersten Zeit sehr selten und jetzt so oft Einer beigesetzt wurde, hielten deshalb einen solchen Zug an der Klosterpforte an, öffneten den Sarg und fanden ihn — voll von Gewehren. Man hatte die Gefangenen bewaffnen und sie zu rechter Zeit ausbrechen lassen wollen. Das Projekt war nun gescheitert, und sechs Mönche wurden zum Tode verurtheilt, bei welcher Execution, um die Einwohner in Zaum zu halten, die ganze Besatzung unter Waffen und mehrere Kanonen nach der Stadt gerichtet waren. Man sahe es einem großen Theile der Zuschauer des blutigen Schauspiels wohl an, wie es in ihnen tobte und kochte, doch lief Alles ruhig ab.

Gute zwei Stunden von Barcelona, in der Richtung nach Manresa, stand eine Kapelle auf einem Berge. Diese war von den Franzosen zu einem kleinen Fort mit zwei Kanonen, als äußerstes Außenwerk auf dieser Seite, umgeschaffen worden, und zwei Compagnien, die alle zwei Tage gewechselt wurden, formirten die Besatzung. Einmal war ich schon mit oben gewesen, und bei einem Kloster auf

halbem Wege hatten wir, wie es die Andern auch stets gehalten, ein halbes Stündchen geruht und von den Paters etwas Brodt und Wein bekommen. Das Loos traf unsere Compagnie zum zweiten Male; aber, am Kloster angelangt, fanden wir, die Kirche ausgenommen, Alles verschlossen, sahen keinen Mönch und bekamen kein Frühstück. Obgleich etwas darüber uns wundernd, setzten wir doch ohne Argwohn unsern Weg fort und kamen bei der Kapelle an. Beim Appell wurden unsere beiden Sappeurs vermißt; der Hauptmann glaubte indeß, daß sie bald nachkommen würden. Als wir mit den Abgelösten über das Kloster sprachen, bemerkten sie, es auch schon verschlossen gefunden zu haben. Die Sappeurs erwarteten wir aber vergebens: zwei Tage waren um — und keine Spur von ihnen! — Uns abzulösen, erschienen zwei andere Compagnien. Wir fragten nach den Vermißten und dem Kloster: die ersteren hatten sie gar nicht, das letztere in demselben Zustande, wie wir, gesehen. Die Sache kam unserem Hauptmanne jetzt höchst auffallend vor, und als wir das Kloster erreicht hatten, gab er Ordre, Alles gewaltsam zu durchsuchen. Zu solchem Geschäft konnte wohl Niemand geschickter und bereitwilliger sein, als meine Neapolitaner. Ehe man noch zum Erbrechen der Thüren geschritten, machten Einige schon eine entsetzliche Entdeckung —: in der Kirche, hinter dem Hoch-Altare, lagen, schrecklich gemordet, mit verstümmelten Gliedmaaßen, unsere beiden Sappeurs. Nun ward Alles wüthend, zerschlug was zu zerschlagen war, sprengte Thür

auf Thür, fand aber keine lebende Seele. Als man über der Erde fertig war, ging's in die Gewölbe. Weinfässer wurden zerschlagen, Särge umgeworfen, die Leichname beraubt, kurz — Alles zerstört. Nachdem man immer noch nicht gefunden, was man eigentlich suchte, war nur eine unterirdische mit Eisen beschlagene Thür übrig, welche allen Anstrengungen, sie zu öffnen, zu trotzen schien. Endlich wurde sie durch Anwendung von Aexten und eisernen Stangen, besonders aber durch mehr als funfzig Flintenschüsse in die Schlösser und auf die Angeln, aus ihren Fugen gedrängt, und wir traten in ein helles Gemach, das sein Licht durch Oeffnungen in der gewölbten Decke empfing. In diesem Gemache befand sich, außer einigen Heiligenbildern, nichts; aber im Hintergrunde war noch eine, jedoch nur hölzerne Thür. Sie ward mit weniger Mühe geöffnet, und — welch ein Anblick! — Sieben Mönche, zitternd und bebend, lagen auf den Knieen in einem großen, hellen, gut möblirten Zimmer. Unter Beschimpfungen und Mißhandlungen wurden die Unglücklichen nach der Oberwelt geschleppt. Man zweifelte nicht, daß sie die Mörder der beiden Sappeurs seien, und Einer, in der Hoffnung, Pardon zu erhalten, gestand es sogar, und schob die Schuld auf den Prior, der auch unter den Sieben war. Unser Hauptmann vollführte nun ein schreckliches Beispiel von Justiz und Rache —: er und seine Leute waren ja Italiener und — Neapolitaner! — Sechs Mönche wurden an Citronenbäume aufgeknüpft und der Prior lebendig durch Hände

gez. Bacler d'Albe

gest. Engelmann

Lagerscene

und Füße an die Kirchthür genagelt; jedoch mußte gleich darauf ein Funken Mitleid im Hauptmann erwachen, indem er dem Gequälten eine Kugel durch den Kopf schoß. — Ob jener und jeder Anführer eines abgesonderten Detaschements zu so schneller Justiz Ordre und Recht hatte, weiß ich nicht; doch scheint es der Fall gewesen zu sein.

Manchem Leser wird es vielleicht sonderbar vorkommen, daß die Mönche die gemordeten Sappeurs nicht verscharrten; wer aber den Spanischen Charakter genau kennt, wird sich nicht wundern, daß sie mit ihrer That prahlten und ihren Feinden durch den Anblick verstümmelter Körper Schreck einflößen wollten; sie hielten sich auch in ihrem Schlupfwinkel für unentdeckbar.

Kurze Zeit hierauf ereignete sich der für mich sehr unangenehme Vorfall, daß Berg, einem zum Recognosciren bestimmten Detaschement zugesellt, die Gelegenheit ergriff und zu den Spaniern überging.

Die Letzteren rückten, da die ganze Macht der Franzosen in Catalonien nur zur Vertheidigung von Barcelona und Figueras hinreichte, immer näher an erstere Stadt, und blokirten, von den Engländern auf der Seeseite unterstützt, solche zuletzt von allen Seiten. Die Unsrigen behaupteten sich indeß auf anderthalb Stunden weit von der Stadt. Das Uebelste bei der Sache war, daß die Lebensmittel täglich höher im Preise stiegen, so daß man endlich ein Pfund Rindfleisch mit vier, ein Pfund Brodt mit anderthalb und eine Paro (dreiviertel Quart) Wein mit zwei Pesos bezahlen mußte. Wir Sol-

daten konnten froh sein, daß wir die Hälfte unsers sonstigen Brodt-Quantums, aber von schlechter Qualität, täglich eine Handvoll trockener großer Bohnen und ein wenig Wein erhielten.

Zu Anfang des Decembers mußte unser Regiment den Dienst der äußersten Vorposten in der Richtung nach Villafranca und Martorell versehen, und wir hatten fast täglich Scharmützel mit den Spanischen Truppen, wobei jedoch, da der Muth bei diesen, wie bei den Neapolitanern, keine Haupttugend war, wenig Menschen fielen. Die Gefechte glichen gewöhnlich dem Zeck- und Versteck-Spielen der Kinder. Besonders war dies einst in einem Dorfe der Fall, in welchem beide Partheien zusammentrafen, sich um die Häuser bald links, bald rechts herumjagten, die Gewehre stets zum Feuern anlegten, und eben so oft wieder zurückzogen, ohne einen Schuß zu thun, bis endlich die Unsrigen zuerst ermatteten und die Retirade antraten, von einigen Flintenschüssen der Andern im Rücken beunruhigt. Hierbei will ich eines närrischen Streiches von mir erwähnen, der mich noch immer zum Lachen zwingt, wenn ich lebhaft daran denke.

Wir unser Sieben oder Acht holten aus einem Dorfe mehrere kleine Fässer mit Wein, hatten dort schon etwas gezecht und zechten unterwegs noch mehr, bei welchem Geschäft mein recognoscirender Oberst auf uns stieß, und mich fragte: ob es mir jetzt nicht recht gut gefiele? Ich antwortete nicht ganz verneinend und nicht ganz bejahend, und er vertröstete mich auf baldige bessere Zeiten. Wir

kamen zur Compagnie, und ich trank zur Gesellschaft noch mit, so daß ich einen ziemlichen Rausch bekam. Da machten die Schildwachen Lärm: die Spanier rückten heran. Wir ergriffen die Waffen und gingen ihnen entgegen; es mochten ihrer ungefähr so viel wie wir sein: einige sechszig Mann. Das Gefecht begann, und da die Spanier uns etwas drängten, faßten wir Jeder hinter einer starken Pappel der Heerstraße, welche wir besetzt hielten, Posto, und feuerten aus unseren Verschanzungen munter auf die Spanier, welche auf freiem Felde sich nicht decken konnten. Ich, den Wein im Kopfe und wenig um meine Kameraden mich kümmernd, verschoß meine sämmtlichen Patronen nach der Gegend, wo ich die Feinde gesehen. Als ich endlich keinen Schuß mehr thun konnte, sah ich mich nach allen Seiten um, und — ganz allein stand ich da in der Abenddämmerung: Freunde und Feinde waren wie weggeblasen. Ich bekam einen kleinen Schreck und wurde völlig nüchtern; denn verloren war ich, wenn ich den Spaniern, von welchen ich nicht wußte, wohin sie sich gewendet, in die Hände fiel; doch kam ich mit dem Schrecken davon und glücklich zu den Unsrigen.

Ein eigentlicher Winter herrscht in Barcelona und der Umgegend zwar nicht; aber doch hat der December, des wochenlang anhaltenden feinen Regens und Nebels wegen, viel Unangenehmes, wenn man im Freien sein muß, und vierzehn Tage schon brach-

ten wir, ohne je das mindeste, schlechteste Obdach zu haben, unter freiem Himmel zu, wobei wir nur sehr mühsam das Holz zusammenbringen konnten, ein ordentliches Wachtfeuer zu unterhalten; denn Bäume gab es in der Gegend nicht mehr viel und frisches Holz brennt auch schlecht, und die Häuser der Dörfer waren schon aller ihrer Schränke, Tische, Bänke, Thüren u. s. w. beraubt. Auch der Mangel an Lebensmitteln ward immer fühlbarer: funfzig Artilleriepferde wurden getödtet, theils weil es an Futter für sie fehlte, theils um Fleisch zu bekommen. Ich kochte meine Portion davon mit großen Bohnen und verzehrte sie mit gutem Appetit, und den Neapolitanern, welche mich deshalb bespöttelten, schmeckte es nachher auch.

Da die Spanier täglich Verstärkung erhielten, so wurden die Franzosen — es waren neuntausend Mann, welche das große Barcelona zu vertheidigen und die aufgeregten Einwohner zu beobachten hatten — immer enger eingeschlossen. Das Dorf Sarria, kaum eine Stunde von der Stadt, war verwüstet, ohne Bewohner, und lag zwischen unseren Vorposten und denen der Feinde. Eines Tages, ungefähr eine Woche vor Weihnachten, hatte unsere Compagnie wieder die Ehre, die Vorwacht zu bilden, und theils aus Hunger, theils aus Langeweile und Uebermuth, gingen Mehrere von uns nach dem Dorfe, Lebensmittel und andere Dinge zu suchen; ein Schweizer und ich folgten ihnen. Ein Fäßchen großer Bohnen war das Ganze, was gefunden worden, als wir zu der geöffneten Kirche kamen, und mehrere Nea-

politaner beschäftigt sahen, die Ruinen darin noch zu vermehren. Mein Kamerad ging, von mir gefolgt, auch hinein, und schlug mit der Gewehrkolbe an mehrere Bänke, deren Fußgestell kastenartig geformt war. Da erschallte ein klirrender Ton, und mit dem Ausrufe: „Moneta! Moneta!“ (Geld! Geld!) vermehrte und verstärkte er seine Schläge. Nun kam Alles herzu und half wacker mitdonnern; in wenig Augenblicken war der Kasten zertrümmert und eine große Menge Geldes bot sich unsern Blicken dar: es bestand aber aus lauter Kupfermünzen, nur das hundertste Stück mochte ein Real, ein halber oder ein ganzer Pesos sein; doch wurde von den Neapolitanern sogleich gierig darnach gegriffen, wobei sie sich sogar in die Haare fielen. Es gelang uns Beiden endlich, den Frieden durch die Versicherung wieder herzustellen, daß Alles egal vertheilt werden solle. Es bekam hierauf Jeder von acht Mann ungefähr für zehn Piaster Münze und schüttete sie in seinen Tornister.

Während diesem hatten andere Neapolitaner am äußersten Ende des Dorfes einen Keller voll Wein und Branntwein aufgespürt und schleppten mehrere Fässer davon an uns vorbei. Natürlich begaben wir uns auch nach der Niederlage und zechten tapfer. Hierdurch muthbeseelt, beschlossen der Schweizer und ich, den Französischen Dienst zu verlassen und zu den Spaniern überzugehen; wir wollten, sobald sich die Uebrigen zurückzogen, unser Vorhaben ausführen. Unterdeß kam der Deutsche Sergeant meiner Compagnie mit zwei Soldaten herzu: er war

in ähnlichen Geschäften, wie wir, im Dorfe. Er gab seinen beiden Begleitern ein Faß rothen Weines, um es zur Compagnie zu schaffen, und mir, in ähnlichem Auftrage, einen steinernen Krug starken und süßen weißen Weines, mit der Versicherung, ihn für uns Beide zu behalten: bei meinem Vorsatze ein mir sehr unangenehmes Geschäft; doch mußte ich, wenigstens scheinbar, Folge leisten. Meinem Verbündeten sagte ich leise: er solle mich erwarten, und ging dann mit allen Andern auf dem Wege zur Compagnie fort. Die schmale Straße biegt sich oft links und rechts; ich blieb nach und nach immer etwas weiter zurück, bis eine starke Wendung mich den Blicken der Vorausgehenden entzog, that darauf einen tüchtigen Zug aus meinem Kruge, warf ihn über eine Mauer und trat in möglichster Eile den Rückweg an. Bald war ich wieder bei dem Weinkeller, fand aber weder meinen Kameraden, noch einen andern Menschen.

Nach kurzer Ueberlegung entschloß ich mich, allein überzugehen, und schlug nach Gutdünken den Weg ein. Ich kam bei einem Französischen Chasseur zu Pferde, dem äußersten unserer Vorposten, vorüber, welcher mich aufmerksam betrachtete, aber ruhig fortgehen ließ. Bald aber bemerkte ich, daß ich nicht auf richtigem Wege sei; ich erkannte an den Häusern, daß ich wieder zu den Neapolitanern kommen würde, wenn ich nicht umkehre, und dahin mochte ich nicht, theils weil es mich ärgerte, meinen Plan aufgeben zu sollen, theils weil ich durch mein Betragen schon Argwohn erweckt haben mußte. Ich

kehrte also wieder um; doch der Chasseur sagte mir: ich dürfe hier nicht fortgehen, der Weg führe zu den Feinden. Ich stellte mich einfältig, gab vor, geglaubt zu haben, die Straße führe zu meiner Compagnie, und machte rechtsum. Bald schlug ich mich aber links, kletterte über Zäune und Hecken, gewann das freie Feld und ging in einer Entfernung von etwa hundert Schritten, doch durch einen Graben und ein Hecken von ihm getrennt, am Chasseur vorüber. Ein Pistolschuß, der mich nicht erreichte, war Alles, was er thun konnte, indem er seinen Posten nicht verlassen durfte. Nun ging ich in ganz gerader Richtung vorwärts. Nach einer halben Stunde war ich einem kleinen Gebüsche nahe und plötzlich ertönte ein gellendes: „Qui viva!“ — Desertore! war meine Antwort; denn ich wußte bestimmt, daß ich bei den Spaniern glücklich angelangt sei.

Einige Husaren kamen auf mich zu, schüttelten mir die Hand, lobten meine That, legten mir eine Menge Fragen vor, und waren entzückt, als ich ihnen die Besatzung von Barcelona schwach und muthlos schilderte, obgleich letzteres ich nur von den Neapolitanern hätte sagen sollen. Hierauf führten sie mich in eine Schenke, welche mit Militair angefüllt war. Alles beeiferte sich hier, mich zu bewirthen; man ließ Ferdinand den Siebenten hoch leben, und freute sich herzlich, als ich mit einstimmte. Ich brachte die Nacht hier zu, und als ich am Morgen in's Hauptquartier geführt wurde, machte es mir große Freude, den Schweizer wiederzufinden. Er

entschuldigte sein früheres Uebergehen damit, daß er geglaubt habe, ich würde nicht zu ihm zurückkehren.

Wir wurden dem Regimente Wimpfen zugetheilt, und traten des andern Tages den Weg nach Tarragona an, um dort eingekleidet zu werden. Auf diesem Marsche passirten wir das freundliche Villafranca, und kamen drei Stunden vor Tarragona bei einem halb zertrümmerten Obelisk vorüber, welcher den Namen Hannibal[14]) führt: weshalb, konnte ich nicht erfahren.

Das Leben beim Spanischen Heere in Catalonien war jetzt ein sehr gutes: der Gemeine empfing täglich sein gutes Brodt und zwanzig Quartos, womit er, bei der noch herrschenden Wohlfeilheit, wie ein kleiner Herr leben konnte. Mit unserer Einkleidung ging es indeß etwas langsam, und nach vierzehn Tagen hatten wir erst die sogenannte kleine Montur, nämlich zwei Hemden, leinene Pantalons, dergleichen Kamaschen, eine weißtuchene Aermelweste, Schuhe und einen dreieckigen Hut.

Vom Lager bei Barcelona liefen bald ungünstige Nachrichten ein: die Franzosen hatten Verstärkung erhalten, die Spanier geschlagen, diese retirirten auf Tarragona zu und die Feinde verfolgten sie. Es bekam der größte Theil der in letzterer Stadt stehenden Truppen Ordre zum Ausmarsch, um die Rückziehenden zu verstärken, um, wo möglich, die Franzosen zu schlagen. Wir neu Angeworbenen mußten in unserer unvollständigen Montur mit zu Felde; anstatt der Tornister trugen wir, wie alle Spanier, leinene Säcke (von uns Schweizern Habersäcke ge-

nannt) auf dem Rücken, was dem daran nicht Gewöhnten sonderbar erscheint.

Das Hauptquartier der Spanier war in Valls, einer Stadt, welche vier Stunden von Tarragona landeinwärts liegt. Das Heer stand unter den Befehlen des als klug und tapfer gerühmten Generals Reding, eines Schweizers, und ward auf 25000 Mann geschätzt. Als wir dort anlangten, war schon Alles bereit, anderswo hin zu marschiren. Es ging nach dem Flecken Pla. Hier blieben wir auch nur eine Nacht. Wohl acht Tage lang zog die Armee bald hier, bald dort hin: nach Montblanch, nach Plana, nach Barbara, nach Sarreal[15]) u. s. w., ohne daß wir mit den Franzosen zusammentrafen. Gott weiß, ob sie uns oder ob wir sie aufsuchten! — Endlich eines Tages — es war im Februar — brachen wir spät Abends von Pla auf, marschirten die ganze Nacht über Stock und Stein, auf rollenden Kieseln, hartem Lehmboden, glatten und scharfen Felsstücken, sahen zuletzt in ziemlicher Entfernung von unserer Linken viele Feuer, und bekamen Ordre, alle Cigarren auszulöschen und in möglichster Stille weiter zu marschiren, um vom Feinde — denn wir sahen die Wachtfeuer der Franzosen — nicht bemerkt zu werden, indem wir solchen umgehen und tüchtig in's Gebet nehmen wollten. Wir kamen glücklich, ungefähr eine halbe Stunde von ihnen entfernt, bei den Feuern vorüber. Es mochte gegen sechs Uhr Morgens sein, als unsere Avantgarde, wozu das Regiment Wimpfen auch gehörte, Valls[16]) betrat, als plötzlich einige Kanonenschüsse fielen. So-

gleich erhielten wir Befehl, umzukehren: der Feind hatte uns entdeckt, die Arriergarde angegriffen und die Bagage genommen. Bei so gestalteten Dingen war also die Arriergarde zur Avantgarde und die Avantgarde zur Arriergarde geworden: die Schlacht hatte begonnen.

Da ich nur meine Lebensgeschichte und nicht den Spanischen Krieg beschreiben will und kann, so will und kann ich von der Schlacht bei Valls bloß das berichten, was ich davon gesehen, und bitte daher meine geehrten Leser, so vorlieb zu nehmen.

Die jetzige Arriergarde, also auch unser Regiment, blieb vor der Hand in Reserve und mit dem Rücken gegen eine lange Gartenmauer stehend, welche uns bis an den Hals reichte. Während nun der übrige Theil des Heeres im heftigsten Kampfe mit dem Feinde sich befand, wir diesem also jetzt keinen Schaden zufügen konnten, ließ er uns dennoch nicht ungeneckt, und schleuderte fleißig mit Granaten nach uns, wovon jedoch die meisten jenseits der Mauer niederfielen und bei ihrem Zerspringen uns keinen Schaden thaten, indem wir durch Bücken unsere Köpfe in Sicherheit brachten; nur wenige der vor und zwischen uns niederfallenden Granaten blessirten einige Mann. Was aber einen widerwärtigeren Eindruck auf uns machte, waren die vielen schwer Verwundeten, welche ununterbrochen vorüber getragen und in Sicherheit gebracht wurden. Ich ward überzeugt, daß dem Krieger, besonders dem Neuling, in der Hitze des Gefechtes besser zu Muthe ist, als wenn er solchen Jammer-Scenen unthätig zu-

sehen muß, und Zeit hat, traurige Betrachtungen anzustellen.

Wohl vier Stunden standen wir so, bis der Oberst hundert Mann aus unserem Regimente zog und sie anderswo hinführte. Nach einer halben Stunde wurden wieder hundert ausgezogen und nach kurzer Frist abermals: unter letzteren war auch ich. Wir marschirten eine Anhöhe hinauf, auf welcher wir die früher Abgegangenen wiederfanden, die unterdeß Gefallenen abgerechnet. Im Thale jenseits des Hügels wimmelte es von feindlichen Voltigeurs[17]), welche lustig auf uns feuerten und von den Unsrigen eben so begrüßt wurden. Ich habe aber gerade nicht bemerkt, daß die Unseren besonders litten; ihre Kugeln trafen besser, und hätten wahrscheinlich noch besser getroffen, wenn wir nicht so vorsichtig gewesen wären, beim Laden immer fünf bis sechs Schritte zurück, beim Abfeuern wieder vor zu treten: ein Umstand, den sich Jeder wird erklären können, der in Gebirgsgegenden bekannt ist. Wir verblieben in dieser Beschäftigung mehrere Stunden: da traf eine matte Kugel mein rechtes Knie, und obgleich ich nur einen blauen Fleck davon trug, fühlte ich doch solchen Schmerz, daß ich zurück hinken und mich niedersetzen mußte, worauf ich ein weingetränktes Linnentuch um die Quetschung legte. Noch eine Stunde wurde gegenseitig gefeuert, und wir hatten zwar nur vier Todte, aber über dreißig meistens leicht Verwundete.

Plötzlich kam ein Lieutenant unseres Regiments eilig auf uns zu und rief: „Fliehet, fliehet! wir sind

geschlagen! die Franzosen umgehen uns!" und wirklich erblickten wir in der Ferne feindliche Kavallerie, welche einen Vorsprung vor uns sich verschaffen zu wollen schien. Auf drei Seiten hatten wir schon Feinde, nur der Weg nach Reus war diesen Augenblick noch offen. Ich sprang auf: der Weinumschlag hatte meinen Schmerz gelindert, der Schreck ihn ganz vertrieben. In größter Eile und Unordnung schlugen wir die Straße nach Reus ein: wenn Infanterie von Kavallerie verfolgt wird, ist nicht zu spaßen; besonders würde man mit mir nicht gespaßt haben; denn hätte man mich auch nicht gleich niedergemacht, sondern gefangen genommen, so wäre ich doch sicher als Deserteur erkannt und erschossen worden.

Eine halbe Stunde mochten wir schon gelaufen sein, und der Lieutenant, welcher uns zur Flucht aufgefordert, seine Rockschöße unter den Armen, im stärksten Trabe immer voran, als von den Hintersten der Ruf: „Sie kommen! sie sind da!" erscholl. Wir sahen uns Alle um, und gewahrten, daß wir höchstens einen Vorsprung von einem Büchsenschuß vor der feindlichen Reiterei hatten. Zum Glück befanden sich dicht zu unserer Rechten ziemlich steile Anhöhen. Diese erstiegen ich und die mir Nächsten, und wir retteten uns dadurch: die uns nachgesandten Pistolschüsse verursachten uns keine Schmerzen. Als wir oben uns sammelten, waren wir dreizehn Mann stark; die Uebrigen der dreihundert Mann wurden nach andern Richtungen versprengt, oder getödtet, oder gefangen. Wie ich später erfuhr, hatte nicht die Hälfte der Spanischen Armee Tarragona erreicht.

Auf gut Glück und nach unserm Gutdünken schritten wir Dreizehn vorwärts. Mein Knie schmerzte mir wieder sehr, aber ich mußte mich zwingen und mein Gewehr als Stock gebrauchen. Da wir Hunger und Durst hatten, auch nicht wußten, wann wir wieder zum Heere gelangen würden, so waren wir genöthigt, im Guten oder mit Gewalt uns von den Landleuten Lebensmittel zu verschaffen. Letztere mußten wir noch vor Anbruch der Nacht in einem großen Bauernhof anwenden, wo der Besitzer vorgab, daß die Franzosen schon Alles genommen hätten, obgleich diese noch gar nicht da gewesen sein konnten. Wir fanden Wein, Speck, Mandeln u. dgl., aber, wie gewöhnlich, kein Brodt. Weil wir uns hier noch nicht sicher genug glaubten, um zu übernachten, so setzten wir unsern Weg in der Richtung nach Reus fort, bis ein Feuer uns nach einem andern Bauernhofe zog, der in einem kleinen Thale lag, und wo es uns große Freude machte, zwölf Andere unsers Regiments anzutreffen. Der Eigenthümer dieses Hauses war besser gesinnt und klüger, als der vorige: er gab uns Brodt und Wein, wies uns Ställe und Scheune zum Nachtquartier an, und wir waren zufrieden. Mein Knie war sehr angeschwollen, und nur durch wiederholtes Waschen mit Branntwein, wovon mir der Bauer ein Fläschchen voll gab, ward es zu den Strapatzen des anderen Tages etwas gestärkt.

Am Morgen geleitete uns der Sohn unseres Wirths auf einen Berg, und zeigte uns von seinem Gipfel den sichersten Weg nach Reus. Es befanden sich

ein Wachtmeister und zwei Korporale unter uns, und wir gingen unter deren Anführung vorwärts. Eine halbe Stunde vor Reus betraten wir die Straße, welche von Tarragona dahin führt. Es war sehr still auf derselben, und als wir die Stadt bald erreicht hatten, sahen wir den ersten Einwohner von Reus auf uns zukommen. Unsere Frage, ob Truppen dort wären, beantwortete er verneinend.

Auch als wir die hübsche, wohlgebaute offene Stadt schon betreten hatten, war es noch menschenleer; doch als wir um eine Ecke biegen wollten, sahen wir eine Menge pyramidenförmig aufgestellter Gewehre und mehrere — Französische Soldaten. Wer nun im größten Schrecken auf das Eiligste umkehrte und entfloh, das war unser Häuflein. Indeß hatte man uns, wie mehrere Flintenschüsse kundgaben, bemerkt, und nur die schnellste Flucht über Hecken und durch Gesträuch in's Gebirge rettete uns.

Mehrere Tage irrten wir nun umher, litten aber keine Noth: wir fanden Bauernhöfe genug, wo wir, zwar größtentheils mit Gewalt, unsere Lebensbedürfnisse reichlich und gut erhielten. Indeß erlaubten wir uns, außer der Erlegung eines jungen Schweines und einiger Hühner, keine Excesse oder Wegnahme anderer als zum Essen und Trinken dienender Dinge. Endlich gelangten wir nach dem Flecken Montroig, und fanden daselbst zwei Obersten, mehrere andere Officiere und etwas über hundert Mann von den Spanischen Truppen, welche bei Valls gefochten hatten. Wir wurden diesen zugesellt und

marſchirten nach Tortoſa: der Weg nach Tarragona war von den Franzoſen abgeſchnitten.

In Tortoſa fand ich es ſehr lebhaft, und wahrſcheinlich iſt es daſelbſt immer ſo; denn dieſe ziemlich große, feſte Stadt liegt ungefähr vier Meilen vom Meere am Ebro, über welchen eine lange Brücke auf die Straße nach Valencia führt, iſt alſo ein Ort, durch den die mannigfaltigſten Waaren auf der Land- und auf der Waſſer-Straße paſſiren; auch iſt die Grenze des Königreichs Valencia nur fünf Stunden von hier. Alle Arten von Lebensbedürfniſſen waren billig und im Ueberfluſſe zu haben. Wir blieben vier Tage hier, und empfingen unſer Brodt und unſern Sold regelmäßig (von einem Engliſchen General, wie man ſagte, der ſich hier aufhielt); auch bekamen wir Jeder ein Paar neue Schuhe. Darauf erhielten wir und andere Truppen, ungefähr tauſend Mann, Befehl zum Abmarſche nach dem etwa fünf Stunden gegen Tarragona hin gelegenen Dorfe Perello, woſelbſt wir vor der Hand blieben.

Ich hatte, nachdem ich meinen getreueſten Kameraden Berg verloren, lange Zeit mit keinem Andern Gemeinſchaft gehalten, auf unſerer Retirade aber bemerkt, daß ein Berliner (er hieß Küchel) und ein Würtemberger (Namens Lehnſtein) von meiner Compagnie gern mit mir zu thun hatten, und da ſie vor allen Uebrigen mir gefielen und einige gute Kameraden das Soldatenleben erleichtern, ſo hielten wir Drei von jetzt an recht brüderlich zuſammen. Nur hatte Küchel bei einem ſehr guten Herzen den

Fehler, den Wein etwas zu sehr zu lieben, obgleich wir andern Beiden ihn gar nicht verachteten.

In Porello, wo außer Wein und Speck nichts zu kaufen war, bereiteten wir uns täglich ein kräftiges, stärkendes Frühstück von eigener Erfindung: ein tüchtiger Topf mit Wein ward an das Feuer gestellt, sobald er zu kochen anfangen wollte, wieder weggenommen und schwarzer Pfeffer hineingestreut; dabei rösteten wir mehrere Schnitte Brodt, und genossen dann ein Frühstück, das uns in der strengen Morgenluft den ganzen Körper erwärmte. Es war zu Ende Februars und Anfangs März, und wenn auch am Tage die Sonne ziemlich wärmte, konnte man doch die Nacht, obgleich von Frost nicht die Rede ist, kalt nennen.

Einer militairischen Exekution, welche bei unserem Aufenthalt in Perello vorfiel, muß ich noch erwähnen. Ein Spanischer Soldat vom Regiment Almaviva hatte seinem Wirthe Geld und einen Hammel gestohlen und sollte exemplarisch bestraft werden. Der Tambour trommelte uns zusammen, und wir mußten, die Waffen in der Hand, einen Kreis schließen. Der Missethäter wurde eingeführt, eine Trommel in die Mitte gelegt, der arme Sünder über dieselbe, und zwei Soldaten mußten ihn festhalten. Mir war, obgleich er scharfe Strafe verdient hatte, ängstlich zu Muthe; denn nie habe ich ohne Mitgefühl harten körperlichen Züchtigungen zusehen können. Bald traten zwei Korporale mit langen Haselstöcken zu ihm, stellten sich zu beiden Seiten des Strafbaren und fingen ihn zu schlagen an; doch schon

gez. Legier

gest. Dequevoviller

Tarragona

(Versenkung eines Neptunsteines i. J. 1802)

die ersten Streiche verwandelten mein Mitleid in leises Lachen: sie waren nicht viel stärker, als wenn man einem Kinde die Ruthe giebt, nur der Staub ward ihm ausgeklopft. Nachdem er funfzig Hiebe erhalten, wurden wir nochmals auf die strenge Justiz aufmerksam gemacht; der Bestrafte aber sprang auf, zündete sich eine Zigarre an und ging heiter von dannen.

Die Kriegs-Artikel der Spanier lauteten sehr strenge: es kam von Spießruthenlaufen, Hängen u. s. w. die Menge darin vor; unter andern hieß es: „wer die heilige Mutter Gottes lästert, dem soll die Zunge mit einem glühenden Eisen durchbohret werden.“ Letztgenannte Sünde habe ich in der Kriegszeit häufig begehen hören, nie aber die angedrohte Strafe vollstrecken sehen. Ueberhaupt waren alle körperlichen Strafen gegen die früher in vielen Deutschen Staaten üblichen ein wahres Kinderspiel. Bei den Schweizern wurde die Mannszucht etwas strenger, im Ganzen aber immer sehr gelind, gehandhabt.

Nachdem wir eine Woche in Perello zugebracht, marschirten wir eines Morgens eine Meile weiter, nach dem nahe am Meere liegenden Fort Baranco de Batallo, und wurden im Col[18]) de Balagner in drei Fahrzeuge gepackt, um nach Tarragona gefahren zu werden, indem der Weg zu Lande durch den Feind abgeschnitten war. Er stand auf dieser Seite bis Cambrils, fünf Meilen über Tarragona. Ob wir

nun in Perello so lange auf die Schiffe oder auf günstigen Wind warten mußten, oder ob man glaubte, daß die Franzosen so höflich sein würden, uns Platz zu machen, weiß ich nicht.

Eine kleine Seefahrt zu machen, war lange mein Wunsch gewesen; aber wenn es keine bequemere gäbe, als wir machten, wollte ich Niemanden dazu rathen. Wir konnten, dreihundert Mann in einem kleinen Schiffsraume, weder ordentlich liegen, noch stehen, höchstens eingeengt sitzen; das Bißchen Verdeck hatten natürlich die Officiere in Beschlag genommen. Glücklicherweise dauerte die ganze Seereise nur acht Stunden; wir kamen noch vor Sonnen-Untergang in Tarragona an. Da wir auf der ganzen Fahrt immer nahe der Küste blieben, so genoß ich der herrlichsten Aussicht auf Dörfer und Flecken, auf üppige Gefilde und auf fernes und nahes Gebirge, als kleine Entschädigung für die peinliche Eingezwängtheit. Ich glaube aber, daß wenig meiner murrenden Gefährten sich um diese Reize bekümmert haben.

Tarragona war von Truppen überladen und Tag und Nacht stand fast Alles unter den Waffen. Die Befestigungswerke waren damals nicht im besten Zustande, und wären die Franzosen genau davon unterrichtet und zahlreich genug gewesen, so hätten sie wahrscheinlich einen Sturm unternommen, der schwerlich mißlingen konnte. So aber begnügten sie sich, uns einige Wochen in Thätigkeit und Furcht zu erhalten, und zogen sich darauf, vielleicht noch durch andere äußere Umstände dazu gezwungen, wie-

der mehr nach Barcelona hin. Einen großen Verlust erlitten wir jedoch durch den Tod unseres tapferen Generals Reding: er starb an den Folgen einer bei Valls erhaltenen Wunde, welche, wie man sich erzählte, durch den Mißmuth wegen der verlornen Schlacht tödtlich wurde.

Ein schlimmerer, mehr Unheil bringender Feind, als die Franzosen diesmal gewesen, hatte sich schon vor dem Abzuge der Franzosen in unserer Mitte eingefunden: eine epidemische Krankheit; ihren Namen kann ich nicht angeben, wohl aber ihre Symptome. Ein plötzlicher Schwindel ergriff den Mann, er fiel bewußtlos um, erhielt nach kurzer Zeit seine Besinnung wieder, war aber matt, ohne Eßlust und fröstelnd, wurde nach dem Lazareth gebracht, und war nach drei Tagen entweder todt oder auf dem Wege der Besserung: letzteres begegnete ungefähr dem dritten Theile der Erkrankten.

Auch ich wurde von dieser Krankheit befallen und nach dem Lazareth geschafft. Welch ein Bild des Elends bot dieses dar! — In großen Sälen lag Strohsack an Strohsack, und ohne ein anderes Stück Bettzeug, als wollene Decken, wovon obenein nur Wenige eine hatten, lagen die Patienten darauf: der Eine im bloßen Hemde, der Andere in völliger Montur, wie es Jedem gefiel. Nun denke man sich die durch das Klima und durch die zusammengeschichteten Menschen erzeugte Hitze und dann noch die dadurch hervorgerufene Menge kleiner Unholde. Es befällt mich noch jetzt ein Grausen, wenn ich daran denke.

Bis gegen Abend des zweiten Tages hatte ich in diesem Jammer zugebracht, und noch war kein Arzt bei mir und meinen nächsten Leidensgefährten gewesen, obgleich ein Leichnam nach dem andern fortgeschleift wurde: ein wahres Glück bestand darin, daß die ansteckende Krankheit mit keinen Schmerzen, sondern nur mit einer großen Schlaffheit und etwas Fieberschauer verbunden war. Endlich kam ein Arzt, und verordnete uns, Einem wie dem Anderen, ein graues bitteres Pulver und eine halbe Ration Wein; dasselbe erhielten wir den andern Tag wieder. Daß ich die geringste Furcht vor dem Tode gehabt hätte, kann ich nicht sagen: es war mir bei der Abgestumpftheit meines ganzen Körpers Alles gleich. Nach drei Tagen fühlte ich mich jedoch ein wenig besser, kroch auf Händen und Füßen nach dem Hofe und blieb den ganzen Tag im Freien sitzen. Dies, glaube ich, wirkte so wohlthätig auf mich, daß ich am folgenden Morgen mich merklich gestärkt fühlte, und, einen Stock als Stütze gebrauchend, aus dem Lazareth nach meiner Compagnie schwankte. Von An- und Abmelden der Kranken, so wie von vor dem Krankenhause stehenden Schildwachen, war bei der herrschenden Unordnung keine Rede.

Im Ganzen wurde wohl der vierte Theil der Besatzung von der Seuche hinweggerafft, darunter auch mein guter Lehnstein. Als Ursach ihrer Entstehung gaben Viele die Lebensmittel an, welche uns während der Blokade der Franzosen von den Engländern zugeführt wurden, und besonders aus Reis,

Stockfisch und gedörrtem Büffelfleisch bestanden, wovon die beiden letzteren Artikel oft an zu hohem Alter litten. Auch rechtfertigt diesen Glauben einigermaaßen der Umstand, daß die Epidemie nur im Militair verbreitet war.

Als ich mich wieder in der Kaserne befand, wunderte man sich sehr über meine schnelle Rückkunft, und wollte anfänglich, meine Entkräftung gewahrend, daß ich mich wieder nach dem Lazareth begeben sollte. Eine tüchtige Portion Reis und ein guter Trunk Wein, welche Nahrungsmittel mir Freund Küchel, der den Compagnie-Koch machte, zustellte und ich mit starkem Appetite zu mir nahm, bewiesen indeß, daß dergleichen jetzt die beste Arznei für mich sei, und mein Wachtmeister gestattete mir, zu bleiben. In kurzer Zeit war ich wieder ganz bei Kräften.

Ich hatte nachher einige Male Gelegenheit, zu sehen, wie die völlig entkleideten Leichname der im Lazareth Verstorbenen — dreißig bis vierzig auf einem kastenartig gebauten großen Wagen — eine halbe Stunde von der Stadt in große mit Kalk versehene Gruben geworfen wurden.

In Cervera, funfzehn Meilen landeinwärts von Tarragona, stand eine kleine Abtheilung unseres Regiments, welche dem dort residirenden Gouverneur der Provinz Cervera zu Gebote war, und außer der Bewachung der Stadt die Bestimmung hatte, nach

den Städten und Dörfern seines Gouvernements auf Exekution geschickt zu werden, wenn manche Bewohner aus Saumseligkeit oder Halsstarrigkeit, zu welcher letzterer der Catalonier sehr geneigt ist, ihre Steuern nicht erlegten.

Diese Abtheilung sollte jetzt eine Verstärkung erhalten, und da zu solcher immer Leute gewählt wurden, die eine schwache Constitution oder irgend einen körperlichen Fehler hatten, indem der Dienst zu Cervera wenig Anstrengung erforderte, so war ich einer der dreißig Mann, die dazu bestimmt wurden, theils aus der Ursach, daß ich kürzlich erst von einer schweren Krankheit genesen, theils weil man sich überzeugt hatte, daß meine Augen nicht die schärfsten waren. Küchel, welcher gern bei mir bleiben wollte, und beim Wachtmeister, der als Commandeur mit marschiren sollte, gut angeschrieben stand, wußte es dahin zu bringen, daß er uns zugesellt wurde. Recht vergnügt machte sich unsere kleine Karavane auf den Weg, denn Cervera war uns als ein gelobtes Land geschildert worden; mir aber verschaffte, wie immer, der Gedanke die meiste Freude: nun kannst du dich wieder am Anblicke schöner, von wenigen Fremden bereister Gegenden erquicken. Alle südlicher als mein Vaterland gelegenen Länder der Welt hätte ich bei mäßiger, einfacher Kost durchwandern mögen, um täglich neue Werke der launischen, bald üppig, bald karg spendenden Natur betrachten zu können; zu mehr nördlichen Reisen habe ich aber von frühster Jugend an bis zum heutigen Tage keinen Trieb verspürt. Ich

wurde auch durch schon gehabte und spätere Strapatzen so mit der Hitze des Klima's vertraut, lernte so gut die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse entbehren, daß ich fast alle meine Kameraden, selbst einen großen Theil der Spanischen Soldaten, darin übertraf, und, bei schärferem Gesicht, gewiß sehr gut zum Begleiter oder Diener eines das Innere Afrika's erforschenden Reisenden getaugt haben würde.

Meine Erwartungen von dem Genuß auf dem Wege nach Cervera wurden vollkommen befriedigt. Ueber kleinere und größere, meistentheils fruchtbare, mit Oliven und Reben bewachsene Hügel, über strauchbedeckte Berge und über kahle Felsen, durch korntragende Thäler, denen auf dem Felde Reihen von Mandel-, Feigen-, Pfirsich- und Kirschbäumen eine herrliche Abwechselung gaben, ging im Mai 1809 unser Zug. Die links und rechts, vor und hinter uns liegenden Dörfer und Flecken und einzelnen Gebäude; bald am Fuße, bald auf dem Abhange, bald auf dem Gipfel eines Berges gelegen, und durch ihre hohe, massive Bauart stets großartig sich darstellend, erhöhten die Reize der Natur. So gelangten wir durch das freundliche Constanti, durch das hübsch gelegene Alcover, durch das höchst romantisch sich darstellende und auf einem Berge gebaute Montblanch, durch Sarreal, durch das Steinklippenumlagerte Rocafort, durch das alterthümliche, seiner großen, gutes Wasser gebenden Fontainen wegen in Catalonien berühmte Coloma nach dem Vielen, mir aber nicht, zu lange schon ausgebliebenen Cervera.

Man sieht diese hoch gelegene, der Umgegend

stolz zu gebieten scheinende Stadt schon einige Stunden vorher; unter mehreren Thürmen derselben gewähren besonders zwei gleichgebaute, jeder auf seiner goldglänzenden Kuppel einen vergoldeten Vogel tragend und die Sonnenstrahlen blitzend zurückwerfend, einen zauberischen Anblick. Sie zieren die Hauptfronte des dortigen Universitätsgebäudes (oder Seminariums) und über das zwischen ihnen stehende Haupt-Portal erhebt sich ein ebenfalls vergoldeter Globus. Dieses Gebäude ist, nach meiner einfältigen Ansicht, ein Meisterstück der neueren Baukunst in Spanien. Es besteht nur aus zwei, aber hohen Stockwerken, und ist in einfachem und doch imposantem Style gänzlich aus großen Quadersteinen aufgeführt, ungefähr vierhundert Fuß lang und halb so breit, und hat zwei, ein regulaires Viereck bildende, mit großen Granitplatten gepflasterte Höfe, jeder in der Mitte mit einer geschmackvollen Cisterne geschmückt — denn Quellwasser giebt es in der ganzen Stadt nicht — und enthält eine Menge geräumiger und bequemer Hörsäle, auch eine schöne Kirche, welche Pracht mit edler Einfachheit verbindet, und worin ich später einem Requiem beiwohnte, das von allen katholischen Feierlichkeiten, die ich je sah, den meisten Eindruck auf mich gemacht hat. Leider war, vermuthlich durch den Krieg herbeigeführt, während meiner langen Anwesenheit in Cervera die Universität ohne Studenten und Professoren, und das schöne Gebäude diente uns allen durchziehenden Truppen als Kaserne[19]).

Cervera hat fünf Thore, sieben Kirchen, wenig-

stens eben so viel Klöster und ungefähr sechstausend Einwohner. Die Kirchen sind alle im Gothischen Styl erbaut und verrathen ein ziemliches Alter; die Klöster sind späteren Ursprunges, haben freundliche Außenseiten und sind geräumig von innen. Außer diesen ist das große pallastähnliche Rathhaus auf dem Marktplatze noch bemerkenswerth; aber es flößte mir in den ersten Tagen meines Hierseins Abscheu ein: der Schenkel eines der Verrätherei angeklagten und in Lerida erdrosselten und darauf geviertheilten Artillerie-Hauptmanns war vor einigen Tagen an die eine Ecke des Gebäudes genagelt worden, und sollte nur nach und nach vom Zahne der Zeit abgelöst werden: ein scheußlicher Anblick für die gegenüber wohnenden und vorbeigehenden Menschen! — Wenigstens sollte man dergleichen nicht mitten in der Stadt angeheftet haben. Auf den Landstraßen Cataloniens habe ich menschliche Gliedmaßen sehr oft an hohen Pfählen gefunden, über der Thür manches Wirthshauses sogar einen Kopf in einem vorn mit Eisendrath begitterten Kasten: letzteres sollte immer, wie man mir sagte, andeuten, daß der Kopf dem wegen Straßenräuberei hingerichteten Vater, Großvater ꝛc. oder einem sonstigen Vorfahr oder Verwandten des Wirths angehört habe.

Die Hauptstraße in Cervera läuft von dem gegen Barcelona stehenden Thore nach dem, was auf Lerida führt, hat große, schöne Häuser und ist mit behauenen Steinen gepflastert; die übrigen Straßen sind schlecht und gehen von ersterer größtentheils bergab.

Ich habe diese Stadt ausnahmsweise etwas ausführlich beschrieben; denn erstens war ich sehr lange darin und sie ist mir zu sehr im Gedächtniß, und zweitens wird sie wenigen meiner geehrten Leser genau bekannt sein.

Wir hatten es in Cervera so gut, wie es ein Soldat nur haben kann, und ich darf die funfzehn Monate, welche ich dort zubrachte, besonders die zwei ersten Drittheile derselben, die beste Zeit nennen, welche ich außer meinem Vaterlande zugebracht habe.

Der Mann bekam täglich anderthalb Pfund weißes Brodt und zwanzig Quartos; hiervon gaben wir, wie gebräuchlich, sechs Quartos in die Menage und hatten dafür reichliches und gutes Essen, folglich behielt Jeder täglich vierzehn Quartos zu beliebigem Gebrauche. Des Morgens gegen zehn Uhr aßen wir gewöhnlich schon unsere Mittagsspeise, und dann gingen die, welche nicht die Wache bezogen (etwa wöchentlich einmal hatten wir Dienst), bis auf den Abend hin, wo sie wollten, meistentheils zuerst zu Weine. Diesen habe ich nirgends so billig getrunken, als hier: eine Paro (dreiviertel Quart) guten rothen Weines, von süßem, etwas herbem Geschmack, kostete zwei Quartos (einen halben Silbergroschen). Wenn wir nun ein Stück Brodt mitnahmen und einige Unzen Wurst, Schinken oder Käse, welches Alles hier schmackhaft und billig war, uns kauften, so lebten wir herrlich. Zu Küchel und mir hatten sich noch ein Baier (Hellwig) und ein Schweizer (Pilger) gesellt, und wir Viere gingen immer zusammen aus. Manchmal blieben wir bis Abend im

Weinkeller; jedoch that ich letzteres nur selten, und wenn kein Anderer mit wollte, ging ich allein zu irgend einem Thore hinaus und durchstreifte die Gegend.

Und diese Gegend war für mich ungemein anziehend. Das nach Osten liegende Thor führt bergab zu einem kleinen Flusse, der durch ein langes, schmales Thal sich schlängelt, den Bewohnern der Stadt ein besseres Trinkwasser giebt, als die Cisternen, und dessen beide hochsteigende Ufer mit Rebstöcken, Oel- und andern Fruchtbäumen bedeckt sind. Durch das nördliche Thor geht man ebenfalls abwärts, sieht eine gleiche Vegetation, eine Viertelstunde von der Stadt aber schon höhere und kleinere Berggipfel. Die zwei Thore gegen Süden und das gegen Westen führen auf Straßen, welche bis zu drei Viertelstunden eben fortlaufen, auf allen Seiten die üppigste Fruchtbarkeit an Wein, Oliven, Feigen, Mandeln, Granatäpfel, Pfirsichen und Weizen zeigen, dann bergab gehen und ein mannichfaches Gebirge erblicken lassen. Man denke sich nun hierzu mehrere zerstreut liegende Bauernhöfe, deren Bauart den größeren von fern das Ansehen einer kleinen Ritterburg giebt, einige Klöster und Kapellen, die bald spitzen, bald kuppelartigen, bald flachdachigen Berg- und Felsgipfel, und man wird sich eine kleine Idee von der prächtigen Umgebung Cervera's, die mich immer von Neuem an sich zog, machen können.

Wenn meine Zechgenossen mit von der Parthie waren, gelangten wir selten etwas weit; ihr Hauptzweck der Promenade war dann gewöhnlich der Ge-

nuß von Trauben, Feigen und dergleichen, je nachdem die Jahreszeit ihre Spenden darbot. Landleute, die auf ihr Eigenthum Acht gaben, sah man nicht oft, und wenn wir welche trafen und sie unsere Freinehmigkeit gewahrten, so sagten sie nichts dazu, oder scherzten darüber, und wiesen uns wohl gar zuweilen die besten und reifsten Früchte an; nur das Aufladen und Mitnehmen derselben litten sie nicht, auf der Stelle genießen konnten wir nach Belieben. Es war von unserm Hauptmanne zwar verboten, die Früchte zu pflücken; aber wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter, und ich weiß nur einen Fall, daß Einer der Unsrigen, welcher eine ganze Last Trauben nach der Stadt schleppte, verklagt und mit drei Tagen Gefängniß bestraft wurde.

Den Weinstock habe ich nirgends in solcher Ueppigkeit wachsen sehen, als bei Cervera. Er war zwar selten höher, als sechs Fuß, sein Stamm hatte aber sechs bis acht Zoll im Durchmesser, und stand in so geringer Entfernung vom nächsten, daß die Reihen undurchsehbare Hecken bildeten und mit lachenden Trauben von Pfundesschwere und drüber zahlreich beladen waren. Vom Stützen dieser Stöcke kann also keine Rede sein, und wenn der Winzer im Frühjahr seine Reben etwas beschnitten hat, so beschäftigt er sich nur dann erst wieder damit, wenn sie reif sind; die Trauben werden dann abgeschnitten, und bleiben auf freiem Felde drei Tage lang in großen Haufen unbewacht liegen, worauf sie eingefahren oder vielmehr von Eseln eingetragen werden.

Wie gesagt, genossen wir von diesem edlen Ge-

wächse in der Zeit des Reifens die Menge und saßen dabei stundenlang in den schattenreichen Reben. Nach diesem waren Feigen und Mandeln diejenigen Früchte, wovon wir am meisten aßen.

Wenn ich jedoch, wie meistentheils, ohne meine Kameraden draußen umherstreifte, ging mein Weg weiter; denn jede Anhöhe, die ich von ferne sah und die nicht gar zu weit war, erstieg ich, um einer neuen An- und Aussicht mich zu erfreuen. Bald war es eine sonderbar geformte Steinmasse, bald eine Höhle, bald ein schmaler durch dichtes Gebüsch führender Fußsteig, bald ein einzelnes Gebäude, bald ein nahes Dorf, was mich verlockte, das Ding genauer kennen zu lernen; oft machte es mir auch Vergnügen, ganz außer den Wegen mich durchzuarbeiten und Berge mühselig auf der steilsten Seite zu erklimmen, bloß um immer Neuerung zu haben, und diesen Zweck habe ich in der Gegend von Cervera fast täglich erreicht.

Zur Vermehrung dieser Abwechselung trugen die Executionen viel bei, welche, einen und mehrere Mann stark, vom Gouverneur nach den Dörfern oft geschickt wurden. Dreimal kam ich dazu: einmal bestand eine solche aus einem Korporal und vier Mann im Flecken Segur, einmal aus zwei Mann im Dorfe Tarroja und einmal aus mir allein im Dorfe Castelnou. Diejenigen, welche damit belegt wurden, mußten, außer Essen und Trinken, dem Manne täglich einen Pesos geben, und wir machten obenein unser Brodt und unsern Sold in Cervera zu gut und erhielten Alles bei unserer Rückkehr ausgezahlt. Ich

weiß nicht, ob es im Phlegma oder in der Halsstarrigkeit der meisten Betheiligten lag, genug, sie bezahlten mitunter ganz ruhig sechs bis acht Wochen lang der Execution den täglichen Pesos, ungeachtet sie ihre Steuern recht gut bezahlen zu können schienen und der ganze einzutreibende Betrag manchmal weniger war, als die Befriedigung der Execution ihnen kostete. In Castelnou, das auf einem Berge liegt, brachte ich allein vier volle Wochen bei einem reichen Bauer zu, und er war sehr freundlich gegen mich. „Du Schweizer kannst nicht dafür" — meinte er zuweilen; — „halte Dich nur tüchtig an Essen und Trinken. Hat man mir doch einen guten Gesellschafter geschickt; ich sehe außerdem ja nie einen Soldaten." Ich war nicht böse über seine Grundsätze und vergnügte mich in dieser ziemlich hohes Gebirge enthaltenden Gegend auf meinen einsamen Streifereien recht angenehm.

Der Juli 1810 ging zu Ende und Cervera war während des jetzt schon über zwei Jahre wüthenden Krieges noch Jungfer geblieben; aber nun kam die Nachricht von dem Anmarsche der Franzosen hier an. Der Krieg in Catalonien war von ihnen lange nur defensiv betrieben worden: doch nun ergriffen sie, unter Anführung des Generals Suchet, die Offensive, breiteten sich in Catalonien aus und nahmen unter andern Lerida ein.

Daß unser hundert und einige Mann starkes De-

taschement ihren Fortschritten nicht hinderlich sein konnte, ist einleuchtend; deshalb marschirten wir vor der Hand nach dem ihnen mehr aus dem Wege gelegenen Solsona. Diese Stadt hat ein freundlicheres inneres Ansehen als Cervera und eine sehr schöne Gothische Kathedrale. Die Umgegend, obgleich reizend und fruchtbar, steht der von letztgenannter Stadt aber sehr nach; auch waren die Lebensmittel, besonders der Wein, theurer. Wir blieben ungefähr sechs Wochen daselbst, während welcher Zeit das Fest des dortigen Schutzpatrons auf eine mir so sonderbare Weise gefeiert wurde, daß ich nicht umhin kann, eine kleine Beschreibung davon zu geben.

Mit Tages-Anbruch erschienen zwei kolossale Figuren, wohl elf Fuß hoch, aus Holz gearbeitet und mit phantastischen Kleidern angethan, die eine einen bejahrten Mann, die andere eine bejahrte Frau vorstellend, machten vor den ansehnlichsten Häusern Halt und tanzten einige Touren, wozu zwei Musikanten auf einer Queerpfeife und auf einer kleinen Trommel aufspielten. Zwei eben so große Figuren, aber von jüngerem Ansehen, thaten dasselbe, jedoch nie mit ersteren zusammen vor einem Hause. Diese Spielerei dauerte den ganzen Vormittag. Dann bildete sich ein Zug von zwölf geharnischten Rittern zu Pferde, vier und zwanzig Lanzenträgern, zwölf geflügelten Genien auf geflügelten Rossen, und einem mächtigen drachenähnlichen Ungeheuer; diesem schlossen sich die Figuren paarweise, die beiden älteren zuerst, an, und eine Menge buntscheckig gekleideter Männer und Frauen machten den Schluß.

Der Zug bewegte sich lärmend und lustig singend durch alle Straßen, ging zuletzt auf den Marktplatz, wendete sich gegen die dort ihre Hauptfront zeigende Kathedrale, und das Ungethüm fing an, Feuer zu sprühen. Nun öffnen sich die Kirchthüren: die zahlreiche Geistlichkeit, den Bischof an der Spitze, kommt im Fest-Ornate mit dem Allerheiligsten heraus, geht, einen Choral singend, dem ungestümen Trupp entgegen, und der Bischof spricht, das Crucifix vor sich hinstreckend, eine Beschwörungs-Formel. Da geschieht ein Knall, der Drache ist zerplatzt, und seine Umgebung ergreift mit wildem Geschrei nach allen Seiten die Flucht. Nun zieht die geistliche Prozession im Triumph durch die Straßen und beschließt damit die Feierlichkeit.

So viel habe ich entnehmen können, daß dieses Spektakel den Sieg der Christenheit über das Heidenthum oder über Mahomed vorstellen sollte; Genaueres aber kann ich darüber nicht angeben.

Die Franzosen hatten Cervera wieder verlassen und wir kehrten zurück; aber wir verspürten die Folgen ihres Aufenthalts: alle Preise der Lebensmittel waren bedeutend gestiegen, der Wein sogar auf das Dreifache (sechs Quartos statt zwei); auch mußten wir nach fünf bis sechs Wochen, weil der Feind sich abermals näherte, es zum zweiten Male verlassen und auf's Neue nach Solsona wandern. In dieser Stadt waren wir auch nur kurze Zeit sicher, die Franzosen rückten ebenfalls darauf los, und wir verfügten uns nach dem durch ein Castell geschützten Cardona, bei welcher Stadt viel Berge-

salz gewonnen wird. — Hier währte unsere Freude auch nicht lange; der Feind machte Miene, sich diesem Orte zu nähern und ihn zu belagern, und wir, die zur eigentlichen Besatzung nicht gehörten und in dem von den Franzosen größtentheils überzogenen Gouvernement Cervera von keinem Nutzen mehr sein konnten, marschirten nach der Feste Berga, wo unser Regiment stand, und schlossen uns demselben wieder an.

Man sieht von diesem hochgelegenen Orte aus die nahen, schneebedeckten Pyrenäen sehr deutlich, merkt auch schon ihren Einfluß auf das Klima und die Vegetation; denn es ist in der Mitte des Herbstes schon ziemlich rauh daselbst und man sieht gar keine Olivenbäume und nur wenig und schlechte Weinstöcke; aber die Gegend ist dessenungeachtet, der vielen waldbewachsenen Anhöhen wegen, sehr schön.

Gegen Weihnachten wurde unser Regiment von einem Spanischen abgelöst und wir begaben uns nach dem hart an den Pyrenäen liegenden Seo de Urgel.

Der Weg von Berga nach Seo de Urgel führt zuerst auf Oliana. Dieser Flecken ist zwölf Stunden von letzterer Stadt entfernt, und die Straße bis dahin ist nur für Fußgänger, Maulthiere und Esel benutzbar. Der Flecken Organya liegt in einem kleinen Thale in der Mitte. Die Natur zeigt sich auf diesem Wege schrecklich schön. Der Segre, welcher aus den Pyrenäen kommt und brausend daher strömt, scheint sich in den größten Felsenmassen Bahn gebrochen zu haben; man schreitet, meistentheils auf

schmalen Felsstücken, bald zu seiner Rechten, bald zu seiner Linken, immer hart an demselben fort, und hat auf der andern Seite stets kolossale Wände von nacktem Gestein. Seo de Urgel selbst liegt in einem fruchtbaren, viel Getreide hervorbringenden Thale. Der Segre fließt bei demselben in zwei Armen. Die Stadt selbst ist nicht befestigt; aber eine Viertelstunde davon, nach Organya zu, liegt auf einem isolirten Berge die Citadelle, und auf der andern Seite des rechten Armes des Flusses, ihr gegenüber, das Castell, und etwas mehr nach der Stadt noch ein kleines Fort. Unser Regiment stand in Stadt und Festungen vertheilt und wechselte seine Stellungen alle Wochen, so daß jeder Soldat überall hinkam.

Wir verbrachten den Winter hier ruhig. Dieser ist, obgleich die Stadt auf drei Seiten hohe Schneeberge hat, ziemlich gelind, wenigstens war er es von 1810 zu 1811; nur selten hatten wir im Thale Frost oder Schneegestöber. Im März wurden alle Bäume grün und im Anfange Mai's gab es schon die schönsten reifen Kirschen.

Während des Winters näherten sich oftmals die Wölfe aus dem Gebirge truppweise der Stadt und richteten Schaden unter den Heerden an, wagten sich sogar an Menschen, weshalb ich mich hütete, weit von der Stadt umherzustreifen. Im März zogen sie sich indeß wieder in die Wälder zurück und ich wagte mich weiter. Im April mochte ich, auf einem gebüschigten Fußpfade, wohl eine Stunde von der Stadt entfernt sein, als ich ein Thier, das ich für

einen Hund hielt, zu meiner Linken liegen sah; aber kein kleiner Schreck ergriff mich, als der Patron sich aufrichtete, mich anglotzte, und ich einen Wolf in ihm erkannte; doch er schien gesättigt, kehrte sich um und vertiefte sich langsam in's Gebüsch. So kam ich also mit heiler Haut davon, vermied aber künftig, allein mich weit in die wilde Gebirgsgegend zu wagen.

Die Kirschbäume, welche in der Umgegend von Seo de Urgel in großer Menge vorhanden, sind stark und hoch, und liefern sehr reichlich die süßesten Früchte. Es ward uns streng verboten, dieses Obst zu pflücken; aber dies Verbot wurde so befolgt, als wenn es ein Gebot gewesen wäre. Aus Neugier, die schönen Kirschen zu betrachten, ging ich mit meinen drei Kameraden nach der Gegend hin, wo die meisten dieser Obstbäume waren, und fand dort einige Hundert von unserem Regimente, welche auf und unter den Bäumen mit dem Genuß dieses Obstes sich beschäftigten. Sie meinten: Alle mit einmal können wir doch nicht eingesperrt werden! — und so gab also Einer dem Andern ein Beispiel, das gern von Jedem, also auch von uns Vieren, befolgt wurde. Es ist übrigens, was mich sehr wundert, keine Beschwerde darüber bei unserem Chef geführt worden.

Aber nicht lange sollten hier die Kirschen für uns gewachsen sein; die Nachricht von einem Anmarsche der Franzosen langte an, und zwar sollten es nicht die sein, welche uns von Cervera, Solsona und Cordona vertrieben, sondern ein neues, die Pyrenäen übersteigendes Corps. Nun ging Alles bunt durch-

schmalen Felsstücken, bald zu seiner Rechten, bald zu seiner Linken, immer hart an demselben fort, und hat auf der andern Seite stets kolossale Wände von nacktem Gestein. Seo de Urgel selbst liegt in einem fruchtbaren, viel Getreide hervorbringenden Thale. Der Segre fließt bei demselben in zwei Armen. Die Stadt selbst ist nicht befestigt; aber eine Viertelstunde davon, nach Organya zu, liegt auf einem isolirten Berge die Citadelle, und auf der andern Seite des rechten Armes des Flusses, ihr gegenüber, das Castell, und etwas mehr nach der Stadt noch ein kleines Fort. Unser Regiment stand in Stadt und Festungen vertheilt und wechselte seine Stellungen alle Wochen, so daß jeder Soldat überall hinkam.

Wir verbrachten den Winter hier ruhig. Dieser ist, obgleich die Stadt auf drei Seiten hohe Schneeberge hat, ziemlich gelind, wenigstens war er es von 1810 zu 1811; nur selten hatten wir im Thale Frost oder Schneegestöber. Im März wurden alle Bäume grün und im Anfange Mai's gab es schon die schönsten reifen Kirschen.

Während des Winters näherten sich oftmals die Wölfe aus dem Gebirge truppweise der Stadt und richteten Schaden unter den Heerden an, wagten sich sogar an Menschen, weshalb ich mich hütete, weit von der Stadt umherzustreifen. Im März zogen sie sich indeß wieder in die Wälder zurück und ich wagte mich weiter. Im April mochte ich, auf einem gebüschigten Fußpfade, wohl eine Stunde von der Stadt entfernt sein, als ich ein Thier, das ich für

einen Hund hielt, zu meiner Linken liegen sah; aber kein kleiner Schreck ergriff mich, als der Patron sich aufrichtete, mich anglotzte, und ich einen Wolf in ihm erkannte; doch er schien gesättigt, kehrte sich um und vertiefte sich langsam in's Gebüsch. So kam ich also mit heiler Haut davon, vermied aber künftig, allein mich weit in die wilde Gebirgsgegend zu wagen.

Die Kirschbäume, welche in der Umgegend von Seo de Urgel in großer Menge vorhanden, sind stark und hoch, und liefern sehr reichlich die süßesten Früchte. Es ward uns streng verboten, dieses Obst zu pflücken; aber dies Verbot wurde so befolgt, als wenn es ein Gebot gewesen wäre. Aus Neugier, die schönen Kirschen zu betrachten, ging ich mit meinen drei Kameraden nach der Gegend hin, wo die meisten dieser Obstbäume waren, und fand dort einige Hundert von unserem Regimente, welche auf und unter den Bäumen mit dem Genuß dieses Obstes sich beschäftigten. Sie meinten: Alle mit einmal können wir doch nicht eingesperrt werden! — und so gab also Einer dem Andern ein Beispiel, das gern von Jedem, also auch von uns Vieren, befolgt wurde. Es ist übrigens, was mich sehr wundert, keine Beschwerde darüber bei unserem Chef geführt worden.

Aber nicht lange sollten hier die Kirschen für uns gewachsen sein; die Nachricht von einem Anmarsche der Franzosen langte an, und zwar sollten es nicht die sein, welche uns von Cervera, Solsona und Cordona vertrieben, sondern ein neues, die Pyrenäen übersteigendes Corps. Nun ging Alles bunt durch-

einander: Tag und Nacht wurde geschanzt, gegraben und verproviantirt; es schien, als sei man eben aus einem langen Schlaf erwacht, in welchem man sich von einem Anmarsche der Franzosen nicht das Geringste hatte träumen lassen.

Ich gehörte gerade zur Besatzung der Citadelle. Eines Morgens, ehe der Tag noch angebrochen, erweckten uns drei Kanonenschüsse; die Schildwachen riefen: „der Feind! die Franzosen!" und erschrocken stürzte Alles eiligst zu den Waffen. Auf einem Berge, eine Stunde jenseits der Stadt, loderten Feuer auf, und als der Tag anbrach, sah man es auf der Höhe von Feinden wimmeln. Natürlich wurde das Geschütz geladen, und Alles vorbereitet, einen etwaigen Sturm abzuschlagen. Eine Abtheilung der Franzosen drang auch noch am nämlichen Tage in die Stadt, verjagte die dortigen Truppen, trieb so viel Lebensmittel auf, als nur zu bekommen waren, und zog wieder zu dem Haupt-Corps. Es vergingen zwei Tage, ohne daß der Feind etwas Anderweitiges unternahm. Am dritten Tage, nachdem in vergangener Nacht die Wachtfeuer mächtig gelodert hatten, sahen wir am Morgen den Berg von den Franzosen verlassen. Es ward eine List vermuthet; aber bald erfuhren wir durch die Rückkehr ausgesandter Patrouillen und durch ankommende Bauern den gänzlichen Rückzug der Franzosen. Sie waren, wie ich später erfuhr, zu dem Belagerungs-Corps vor Figueras marschirt, das die Spanier vor einigen Wochen überrumpelt und eingenommen hatten.

Nach wenigen Tagen verließen wir, durch ein

Regiment Spanier abgelöst, Seo de Urgel, um zu dem Corps des Generals Campoverde zu stoßen, welches gegen den Feind, der mit seiner Hauptmacht in Catalonien das jetzt sehr feste Tarragona einzunehmen beabsichtigte, agiren sollte.

Unser Marsch ging zuerst die auf dem Herwege schon passirte Straße am Segre entlang. Nicht weit von Organya, wo wir übernachtet hatten, ist ein kleiner Fluß, der sich in den Segre ergießt und den wir früher wie einen Berliner Rinnstein überschreiten konnten, der aber jetzt so angeschwollen war und so reißend dahin strömte, daß wir, in Ermangelung einer Brücke, durchaus nicht auf das jenseitige Ufer gelangen konnten. Ein Korporal, welcher den Helden spielen wollte, versuchte es, durchzuwaten; als er aber bis über die Hüften im Wasser war, trat er vermuthlich auf einen scharf emporstehenden Stein oder auf einen rollenden Kiesel, die wilde Fluth riß ihn mit Sack und Pack um, wie ein Pfeil flog er dem Segre zu und war bald für immer aus unsern Augen.

Unser Chef — er war Groß-Major und hieß Bitterbier, denn der Oberst Wimpfen lebte nicht mehr — ließ nun Bauern zusammenholen, welche, da sie doch die Beschaffenheit des angeschwollenen Flusses kennen mußten, ein Mittel ausfindig machen sollten, uns hinüber zu schaffen. Es war auch bald gefunden. Ungefähr vierzig von ihnen entkleideten

sich bis auf ihre kurzen ledernen Hosen, nahmen jeder einen von uns mit völliger Armatur auf den Rücken und trugen ihn in schräger Richtung gegen die Strömung sicher durch, wobei sie jedoch bis an die Brust in's Wasser kamen und unsern Untertheil mittauften. Es hatte jeder Bauer etwa funfzehn solcher Passagen zu machen, indem unser Regiment, das vor dem Kriege funfzehnhundert Mann stark war, jetzt höchstens aus sechshundert bestand. Da die Bauern von ihrer Anstrengung sich öfters erholen mußten, so dauerte die Wasserparthie bis gegen Mittag. Die von uns, welche zuerst hinüber befördert wurden, hatten den Vortheil, ihre nassen Hosen und Kamaschen ausziehen und trocknen zu können. Spät am Abend langten wir in Oliano an.

Von hier gingen wir auf Solsona, und dieser Weg war der einzige auf unsrem diesmaligen Marsche, den ich früher noch nicht betreten hatte. Er bietet indeß — außer der in ganz Catalonien immer schönen gebirgigten Gegend — nichts Außerordentliches dar und führt nur durch einige Dörfer. Von Solsona marschirten wir nach Cervera, welches ich mit wahrer Freude und zum letzten Male betrat; aber wie ganz anders war es hier gegen meine erste Anwesenheit! Alles verödet und theuer: der Wein war von zwei auf zwölf Quartos gestiegen. In Coloma, wohin wir hernach kamen, stießen wir zu dem Campoverdeschen Corps, welches dem Tarragona schon arg zusetzenden Feinde Schaden zuzufügen beabsichtigte. Wir waren nun ungefähr zehntausend Mann stark, und hätten, bei Tapferkeit und

kluger Anführung, wohl etwas ausrichten können im Rücken des Belagerungs-Heeres; aber es geschah nichts von Bedeutung. Ueberhaupt habe ich während meines viertehalbjährigen Aufenthaltes in Catalonien keinen Großthaten der Spanier beigewohnt; sie zogen in offenem Kampfe jedesmal, selbst wenn sie den Franzosen an Zahl doppelt überlegen waren, den Kürzern; nur hinter Verschanzungen vertheidigten sie sich tapfer und aus Schlupfwinkeln thaten sie dem Feinde den meisten Schaden. Ich wundere mich daher sehr, bei so vielen Schriftstellern die Tapferkeit der heutigen Spanier gerühmt zu finden, und glaube, daß sie im ganzen Kriege schwerlich irgend eine Schlacht gewonnen haben, in welcher sie entweder dem Feinde nicht dreimal überlegen oder wo die Franzosen nicht durch Noth, Elend und andere Umstände schon vorher so gut wie geschlagen waren. Daß ich nur in Catalonien mich befand, kann meine Behauptung nicht entkräften; denn erstens werden gerade die Catalonier zu den Tapfersten gerechnet, und zweitens bestanden die hier kriegführenden Spanischen Truppen eben so gut aus Castilianern, Valencianern, Arragoniern ꝛc., als aus Cataloniern. Daß es tapfere, kluge und aufgeklärte Militairs darunter gab und giebt, ist, besonders bei den höheren Officieren, nicht in Abrede zu stellen; mit den Gemeinen war es zu meiner Zeit aber gar schlecht bestellt. Die tapfere Vertheidigung von Sarragossa und andern Plätzen beweist mein über den Muth hinter Verschanzungen Gesagtes, und rührte theils davon her, daß die Anführer darin Muth hatten, und

schlau genug waren, mit Hülfe der Priesterschaft dem abergläubischen Volke die Franzosen als Kannibalen zu schildern, welche, selbst bei friedlicher Uebergabe, das Kind im Mutterleibe nicht verschonen würden.

Unser Heer zog lange Zeit bald hier, bald dort hin. Es ging den einen Tag nach Rocafort, den andern nach Sarreal, den dritten nach Montblanch, den vierten nach Sarreal, den fünften nach Rocafort, dann zur Veränderung einmal nach Coloma, darauf wieder nach Rocafort u. s. f., ohne einen Feind zu wittern. Des Spaßes halber marschirten wir auch eines Tages nach Pla, dann nach Valls, um in dieser Stadt einige tausend Brodte, welche die Franzosen bestellt hatten, sammt der zur Abholung bestimmten Eskorte in Empfang zu nehmen; wir trafen aber, um nicht unschuldiges Blut zu vergießen, wohlweislich zu spät ein: Brodte und Franzosen waren schon seit sechs Stunden über alle Berge.

Bei diesen Expeditionen führten wir gar kein behagliches Leben. Die Bauern, welche gegen Freund und Feind gleich karg zu sein schienen, gaben vor, selbst für Geld nichts anschaffen zu können, indem die Franzosen Alles weggenommen hätten, und doch fanden diese, wahrscheinlich weil sie weniger Ceremonien machten, immer noch genug vor. Wir mußten froh sein, wenn wir die Hälfte unseres gewöhnlichen Brodt-Quantums erhielten und zum Zubiß auf dem Felde eine Zwiebel ausreißen konnten; denn sonst war nichts zu finden, als mitunter unreife große

Bohnen, die wir dann sammt der Schote kochten und woran sich Viele die Ruhr aßen; das Frühobst war von den Bäumen herunter und späteres unreif. Das Einzige, was man noch hin und wieder für Geld bekam, war etwas theurer Wein, und dieser erhielt die Genügsamen am besten. — Meine Natur war durch meine oft veränderte Lebensart so abgehärtet, daß ich den Mangel recht gut ertrug, nie murrte und immer heiter war. Ich suchte eine gewisse Bravour darin, mich als einen Mann zu zeigen, der alle Strapatzen aushalten kann, und lernte sie dadurch ertragen. Hunger hatte ich freilich so gut, wie jeder Andere, aber ich spürte keine Abnahme meiner Kräfte; ich dachte: durch Mißmuth und Raisonnement änderst du doch die Sache nicht; aber nur wenige meiner Kameraden hatten einerlei Meinung mit mir, die meisten klagten immerwährend.

Endlich erhielten wir die Nachricht, daß die Franzosen von Lerida her einen großen Transport von Schlachtvieh, Viktualien und Munition nach dem Lager von Tarragona schaffen wollten, und unser General faßte den Entschluß, sie bei Montblanch zu überfallen und mit Allem gefangen zu nehmen. Einige Tausende bewaffneter Bauern wollten und sollten uns bei dieser Expedition behülflich sein.

Wir zogen also gegen Montblanch. Die Bauern bildeten die Avantgarde. Noch eine halbe Stunde waren wir von genannter Stadt entfernt, als wir den Feind mit dem Transporte nahe daran erblickten: er bestand aus zwei Compagnien Polen unter Anführung eines Oberst-Lieutenants. Auch diese ge-

wahnten ihren Feind, und da sie natürlich gegen zwölftausend Mann nichts ausrichten konnten, trieben sie das Rindvieh und die Esel schnell links hinaus, einem nahen, hochgelegenen großen Kloster zu, gingen mit Allem hinein, und während ein Theil von ihnen aus den Fenstern ein wohl unterhaltenes Musketenfeuer auf unsere Avantgarde richtete, das die Bauern erst zum Stehen und dann zum Auseinanderlaufen brachte, verrammelten die Ueberigen Pforten und Thüren mit großen Steinen auf das Beste. Unser General ließ nun Halt machen und seine Artillerie vorfahren. Diese — bei den Spaniern in Catalonien immer gering — bestand aus zwei Sechspfündern und einer Haubitze. Ehe diese aber gehörig placirt waren, hatten die Polen alle Fenster gegen uns so schön mit Steinen ausgefüllt und Schießscharten darin angebracht, daß es eine Lust war*). Nach einigen Stunden ging das Bombardement los. Die Haubitze that mehr als vierzig Schüsse, wovon drei das Gebäude trafen; dann aber brach das Gestell und sie war unbrauchbar. Die Kanonenkugeln, welche etwas besser ihr Ziel erreichten, rissen hin und wieder etwas Kalk und Gestein los, und nur eine drang neben einer Schießscharte in das kleine Castell. Dies Feuer schwieg, weil die Kugeln ausgegangen waren, endlich ganz, und es wurde Kriegsrath gehalten. Eine Aufforderung, den Trans-

*) Ich muß hier bemerken, daß das Kloster von den Mönchen verlassen und schon öfter als Kaserne benutzt worden war; auch hatten die Franzosen einen Angriff auf den Transport wohl vermuthet und wahrscheinlich vorher die nöthigsten Bau-Materialien hingeschafft.

port uns zu überliefern und freien Abzug zu erhalten, wurde von den Belagerten spöttisch zurückgewiesen. Nun hieß es: wir sollten stürmen; aber bald lief ein Gemurre durch die Reihen der Spanier. „Sollen wir wie Ochsen mit dem Kopf gegen die Mauer laufen?" sagten sie sich unter einander: „das wäre eine wahre Tollheit!" — Der Sturm unterblieb einstweilen. Man rathschlagte: ob der Angriff morgen bewerkstelligt oder der Feind ausgehungert werden sollte, ließ die Bauern als Observations-Corps in der Nähe des Klosters und zog sich gegen Abend eine halbe Stunde weit zurück.

Am Morgen marschirten wir wieder vorwärts, waren aber noch nicht so weit wie gestern avancirt, als wir die Bauern nach allen Seiten hin eiligst entfliehen und theilweise die Gewehre wegwerfen sahen; auch entdeckten wir bald die Ursache ihrer Flucht: im Glanze der aufgehenden Sonne blitzten auf einer Anhöhe, eine Viertelstunde von Montblanch, die messingenen Helme eines Französischen Dragoner-Regiments, welches, von einigen Bataillonen Infanterie gefolgt, aus dem Lager vor Tarragona kam, seine Kameraden zu befreien. Die Polen fingen ein lustiges Feuern aus allen Schießscharten an, erschienen auf dem Dache des Klosters und schwenkten statt Fahnen eine Menge an Stangen und Gewehre befestigter Tücher. Die Weisheit unseres Heerführers gestattete nicht, daß wir den Angriff des Feindes abwarteten: es konnten ja noch unzählige Bataillone den ersteren folgen; er beschloß, einen ehrenvollen Rückzug anzuordnen, der dann auch fluchtähnlich be-

werkstelligt wurde. Als später Jeder erfuhr, daß die Franzosen nicht über zweitausend Mann stark gewesen, äußerten mehrere unserer Officiere: „Das sollten wir gewußt haben: wir hätten keinem Einzigen Pardon gegeben!“ —

Mein Freund Küchel befand sich schon seit einer Woche nicht mehr bei mir: er hatte die Ruhr bekommen und in Rocafort zurückbleiben müssen, von wo aus ich jetzt die mich schmerzlich berührende Nachricht von seinem Tode erhielt. Mit den andern Beiden, zu deren freundschaftlicher Verkettung mit mir Küchel eigentlich das verbindende Glied gewesen, war ich nun nicht halb mehr so vertraut; desto näher schloß ich mich aber einem braven Elsasser an, der bei einem Französischen Linien-Regiment gestanden hatte, und, von den Spaniern gefangen genommen, in ihre Dienste getreten war, um bei erster, bester Gelegenheit zu seinen Landsleuten zurückzukehren.

Einige Tage nach unserer Heldenthat bei Montblanch wagten wir uns, durch Gebirge gedeckt, bis einige Stunden vor Tarragona: vielleicht war unser Chef durch Boten angetrieben worden, dem immer mehr bedrängten wichtigen Platze zur Hülfe zu eilen. Wir zogen von Valls nach dem Dorfe Nulles, und von hier bis nahe an Perafort, welches Dorf eine Meile von Constanti, dem damaligen Hauptquartiere der Franzosen, liegt. Bei Perafort verliert sich das Gebirge und der Weg dahin führt abwärts. Die

Unsrigen wurden eine Abtheilung fouragirender Französischer Chasseurs darin gewahr, welche es sich etwas bequem gemacht hatten, und unsere Kavallerie sprengte in das Dorf und machte — drei Gefangene; die übrigen zehn bis zwölf Mann entkamen. Triumphirend wurden die Ersteren zu unserm General geführt, und die Spanier liefen haufenweise hinzu, ihre Siegeszeichen wie Wunderthiere zu begaffen. Wir hatten nun wahrlich der Heldenthaten genug ausgeführt und traten den Rückzug an.

Als wir Nulles wieder weit hinter uns hatten und in einer waldigen Gegend waren, sagte mein Kamerad, der Elsasser, zu mir: „Jetzt ist mir alle Lust vergangen, länger hier zu bleiben und gegen mein Vaterland zu dienen: kommst Du mit zu den Franzosen?“ — Ich — des armseligen Lebens und Treibens längst überdrüssig — besann mich nicht lange und willigte ein. Von den Neapolitanern als Entwichener entdeckt zu werden, brauchte ich nicht mehr zu befürchten: denn mein Kamerad wußte, daß sie Catalonien ganz verlassen hatten.

Wir gingen nun, als triebe uns irgend ein Bedürfniß dahin, in die Waldung, legten uns wohlversteckt nieder und erwarteten das Vorüberziehen unseres ganzen Heeres und den Untergang der Sonne. Als Alles ruhig und die Dämmerung eingetreten war, erhoben wir uns und gingen auf die Straße. Der am Horizont blinkende Halbmond spiegelte sich in dem Krystall eines Baches, der mit dem schmalen Wege bis nach Perafort fortläuft. Wir waren kaum hundert Schritte gegangen, als wir in geringer Ent-

fernung Trommelschläge hörten; wir horchten: es war der Appell der Spanier. In der Vermuthung, daß diese, da sie in der Nähe Halt gemacht, beim Verlesen uns vermissen und durch Kavallerie nachsetzen lassen könnten, hielten wir's für rathsam, uns noch einmal zu verstecken, und abzuwarten, ob Verfolger an uns vorüber eilen würden. Wir thaten dem so, vernahmen aber nach Verlauf einer Stunde nichts, als Trommelgetön aus weiterer Ferne. Wir schritten nun muthiger zur Ausführung unseres Vorhabens. Geheimnißvolle, schauerliche Stille herrschte in dem Gebirge um uns her, nur der plätschernde Bach flüsterte uns zu. Gegen Mitternacht waren wir dicht an Nulles, welches wir nicht umgehen konnten; wir mußten mitten durch, wenn wir unsern Zweck erreichen wollten; jedoch glaubten wir dies zu einer Zeit, wo wir Alles im Schlafe wähnten, ohne Gefahr thun zu können. Wir fingen unsern Durchmarsch so leise als möglich an; kaum hatten wir aber das Dorf betreten, als wir die Thüren der meisten Häuser geöffnet und lodernde Kaminfeuer die Straße erleuchten sahen. Die männlichen Bewohner saßen am Kamine; wahrscheinlich blieben sie munter, weil sie auf der einen Seite vor den Franzosen, auf der andern vor ihren eigenen Landsleuten sich nicht sicher glaubten. Uns ward bange; denn wenn wir entdeckt wurden, war es um uns geschehen. Indeß mußte nun einmal das Leben auf's Spiel gesetzt werden. Wir zogen unsere Schuhe aus, steckten sie in die Habersäcke, ladeten unsere Gewehre, pflanzten die Bajonette auf, spannten die

Hähne, und traten unsern Schleichweg mit dem verzweifelten Entschluß an, nicht ohne rasende Gegenwehr unser Leben zu lassen. Da die Landleute, welche am Kaminfeuer saßen, den Rücken, wie es bei den Spaniern gewöhnlich der Fall, der Thür zugekehrt hatten, so wurden wir nicht entdeckt und gelangten glücklich an das Ende von Nulles. Hier aber, beim Abwärtsgehen, rissen wir einige große Steine mit hinunter, welche auf dem Felsboden ein tüchtiges Getöse verursachten. Ein Hund fing an zu bellen, und noch einer, und alle Hunde des Dorfes bellten, und die Einwohner stürzten aus ihren Häusern auf die Straße: wir hörten laut genug ihr verworrenes, Besorgniß verrathendes Gespräch. In einem Gesträuche hielten wir uns verborgen, bis nach einer halben Stunde Alles wieder ruhig geworden war; darauf gingen wir noch einen Büchsenschuß weit mit bloßen Füßen fort, beschuhten uns dann auf's Neue und marschirten muthiger vorwärts.

Nach einer Stunde befanden wir uns bei einem Hause, dessen Fenster erleuchtet waren und worin sehr laute und lebhafte Gespräche geführt wurden. Es stand auf der linken und wir gingen auf der rechten Seite des Baches. Vor dem Hause war ein mit zwei Säcken Weines beladener Esel befestigt. „Den Spanier sollten wir eigentlich zum Gefangenen machen," sagte ich, auf den Langohr deutend, scherzweise und leise zu dem Elsasser. — Ja, den wollen wir mitnehmen, ich habe so Durst; die Spanier sind ohnehin unsere Feinde und immer sehr geizig gegen uns gewesen. Mit dieser Antwort machte mein

[illegible]

In diesem Dorfe, das von seinen Bewohnern verlassen und fast ganz zerstört war, hatten wir nichts zu befürchten. Um uns zu stärken — denn wir hatten seit sechs und dreißig Stunden nichts als einige Zwieback genossen —, öffneten wir einen unserer Weinschläuche und thaten ein Paar herzhafte Züge. Der Wein war gut, und wirkte um so mehr auf uns, da er in einen leeren Magen floß; wir schritten so muthig weiter, daß wir uns mit dem Teufel hätten schlagen mögen. Plötzlich erdröhnte ein summender Glockenschlag, ein Donnergetöse folgte, ein feuriger Schweif fuhr in der Ferne durch die Luft — die Franzosen begannen ihr Bombardement auf Tarragona zu erneuern: eine herrliche Musik für unsere Ohren! — Ein Klang, ein Knall, ein feuriger Streifen nach dem andern — dazwischen Sonnenhelle um sich her verbreitende Leuchtkugeln — wahrlich, es war die prächtigste schreckliche Scene einer großen Tragödie, die sich nur denken läßt. Die Einsamkeit, die Grabesstille in unserer Nähe, die sanft und erfrischend wehende Nachtluft, der funkelnde, von dem silbernen Beschützer der Osmanen schon verlassene Sternen-

gez. Moulinier

geſt. Dequevoviller

Tortoſa

Chasseurs so begeistert, daß wir Kameradschaft tranken.

Im Laufe des Gesprächs wurde unserer früheren Schicksale gedacht, und da einer der Franzosen ein Elsasser war, so erzählte ich ihm auch von meinem verlornen Freunde und seinem Landsmanne Berg. „Der steht bei unserem Regimente!" war seine mich sehr angenehm überraschende Antwort. Ich mußte ihn, wie man mir sagte, unfehlbar auf meinem Marsche nach Constanti antreffen.

Als wir uns noch so unterhielten, wurden zwei Menschen bemerkt, welche aus derselben Gegend, woher wir gekommen, sich auf uns zu bewegten. Ein Chasseur ging ihnen entgegen und rief sie an. Als sie bei uns angelangt waren, erkannte ich einen Korporal des Schweizer-Regiments, dem wir entsagt hatten, nebst seiner Frau; sie waren ebenfalls Ueberläufer. Nach einer Viertelstunde erschienen noch zwei Deserteurs der Schweizer, und unsere heitere Stimmung wurde dadurch sehr erhöht.

Das Piquet hier war ein Nachtposten, der mit Tages-Anbruch zurück ging. Als es nun hell genug war, zogen sich mehrere solcher Posten zusammen und verfügten sich mit uns zu ihrem Regimente. Man führte uns in die Wohnung des Colonels, der uns allerhand Fragen über die Stärke und die Stellung der Spanier vorlegte. Mein Kamerad, obgleich er Französischer Soldat gewesen und ein Elsasser war, sprach unverständlicher Französisch wie ich, und deshalb führte ich das Wort, und antwortete so, daß der Colonel befriedigt ward; vermuthlich sprach ich

aber mehr, als ich eidlich würde haben bekräftigen können. Er schenkte uns einen gemeinschaftlichen Piaster und schickte uns weiter in's Lager zu einem Brigade-General.

Der Chasseur aus dem Elsassischen hatte unterdeß seinen Landsmann Berg aufgesucht, und dieser erwartete mich vor dem Hause des Colonels. Groß und aufrichtig war unsere Freude des Wiedersehens. Er hatte ein Jahr bei den Spaniern gestanden, und war nun, nachdem er von diesen wieder entwichen, seit drittehalb Jahren bei den Franzosen, die nie verlassen zu wollen er betheuerte. Ich übergab ihm, mit der Bewilligung meines Compagnons, den Esel mit der noch vorhandenen Belastung, um Alles zu verkaufen, worauf wir das gelöste Geld unter uns Drei theilen wollten. Berg versprach, den Auftrag auszurichten und uns am folgenden Tage in Constanti zu besuchen. Jetzt mußten wir uns trennen, denn Berg sollte in Dienstgeschäften sich zu Pferde setzen.

Bei dem Brigade-General wurden wir eben so, wie vorher bei dem Colonel, examinirt. Er ließ uns ein Paar gebratene kalte Hühner, Käse, Brodt und Wein vorsetzen, knipp die hübsche Frau Korporalinn einige Male in die rothen Wangen, und befahl, uns nach dem Hauptquartiere zu geleiten.

Nahe vor Constanti, wo das Hauptquartier sich befand, kam General Suchet[20]) mit glänzender Suite uns entgegen geritten. Er hielt sogleich an, schickte einen Adjutanten vor, und ließ sich erkundigen, wer wir wären. Als der General davon unterrichtet war,

näherte er sich uns bis auf zehn Schritte und ließ sich in ein Gespräch mit uns ein. Auch hier führte ich, mein Gewehr auf der Schulter, herzhaft das Wort. Nachdem ich ihm über die Anzahl, über die Streifzüge, über die Disciplin des feindlichen Heerhaufens, so wie über den dort herrschenden Mangel an Lebensmitteln, nach Kraft und Einsicht Auskunft gegeben, befahl er, uns ein Quartier anzuweisen, und ritt mit den an uns gerichteten Worten: „Je vous payerai vos fusiles" davon.

In Constanti trafen wir einen Schweizer-Soldaten an, den wir seit dem glorreich nicht ausgeführten Sturm auf das Kloster bei Montblanch vermißt und todt geglaubt hatten. Er war aber in der Umgegend versteckt gewesen, und darauf mit den Polen, nach deren Erlösung, zu den Franzosen gegangen. Wir wurden, nachdem man uns die Waffen abgenommen, in ein geräumiges Haus einquartiert, und erlebten noch am nämlichen Tage das Vergnügen, nach und nach neunzehn Mann unseres Regiments ankommen zu sehen, worunter sogar ein Wachtmeister sich befand. Wir zählten nun fünf und zwanzig Köpfe. Am andern Morgen besuchte uns ein Lieutenant von der Polnischen Legion und händigte jedem Mann im Namen des Obergenerals vier Piaster für Gewehr und Patrontasche ein.

Gegen Abend kam Berg und brachte vierzehn Piaster für den Esel und die beiden ausgeleerten Weinsäcke. Er nahm durchaus das ihm zugesagte Drittel der Summe nicht an, indem er erklärte, daß wir das Geld wohl nöthiger brauchen würden, als

er, der noch eine kleine Kasse bei sich führe, und schon Sorge tragen werde, jeden Defekt wieder gut zu machen. Nachdem er mit mir und seinem Landsmann eine Stunde lustig bei einer Flasche Wein verbracht, nahm er von uns Abschied, mit dem Versprechen, uns sobald als möglich wieder zu besuchen. Wir haben uns aber, weil wir nach einigen Tagen abmarschirten und er vermuthlich nicht hatte abkommen können, nicht mehr gesehen.

Theuer war, wie es in einem mit Militair überfüllten kleinen Orte nicht anders sein kann, Alles in Constanti; aber Mangel litten die Franzosen nicht: sie bekamen regelmäßig anderthalb Pfund Brodt, ein halbes Pfund Fleisch und eine Bouteille Wein auf den Mann und auf den Tag. In der Kirche lag das Getreide hoch aufgehäuft. Wir erhielten mit den Franzosen gleiche Rationen und durften in Constanti und eine Strecke nach Tarragona zu, ungefähr den halben Weg, frei umhergehen.

Eine Wasserleitung, die noch aus der Römerzeit herrührt und ganz Tarragona mit Trinkwasser versieht, war von den Franzosen abgegraben: theils um es selber zu benutzen, theils um es den Belagerten zu entziehen. Bomben und Kanonenkugeln flogen unter Donner und Blitz Tag und Nacht nach der Festung hin und von ihr her. Ich war Zeuge, wie die Französischen Verwundeten durch dazu requirirte Bauern aus den Verschanzungen getragen wurden, und sah diese, aus Furcht vor den Kugeln ihrer Landsleute, öfter ein jammervolleres Gesicht machen, als die auf ihrer Tragbahre liegenden Blessirten.

Ich hatte auch Gelegenheit, die edle, martialische Haltung eines Französischen Linien-Regiments zu bewundern, welches mit klingendem Spiele dem Tode entgegen marschirte, um ein anderes in den vordersten Verschanzungen abzulösen: es war den erfahrenen Kriegern nicht anzumerken, ob sie zur Parade oder auf Verderben sprühende Feuerschlünde zu gingen.

Drei Tage nach unserer Ankunft in Constanti wurde mein Kamerad, der Elsasser, seinem Regimente, das in Reus stand, wieder zugeschickt: ich trennte mich ungern von dem mir wohlwollenden, treuherzigen Menschen.

In der nächsten Nacht — den 21sten Juni 1811 — eröffneten die Franzosen nahe am Meere, wo sie der Festung am nächsten waren, ein mächtiges Feuer auf den unteren Theil der Stadt, welcher die Marine genannt wird und wo der Hafen ist. In einer halben Stunden loderten die Flammen aus der mit vielem Holzwerk versehenen Marine himmelan und erleuchteten die Stadt und das Lager. Es entstand Verwirrung unter der Besatzung des brennenden Stadttheils. Die Franzosen, welche dies beabsichtigt hatten, stürmten nun darauf los und eroberten ihn. Ein Theil der Spanischen Soldaten fiel unter dem Bajonet, ein anderer rettete sich in die Stadt, und zu Gefangenen wurden höchstens hundert Mann gemacht. Durch diese Eroberung war alle Verbindung der Belagerten mit den Engländern und dem Meere aufgehoben und der baldige Fall Tarragona's gewisser. Letzterer geschah auch eine Woche später, am 28sten Juni, nach fünfmaligem

Sturme, als wir nicht mehr dort waren. General Suchet erhielt dafür von Napoleon den Marschallsstab.

Am Tage nach der Eroberung der Marine marschirte eine Abtheilung Train-Soldaten, ungefähr funfzig Mann, nach Frankreich ab, um Pferde und Munitionwagen zu holen. Diesen wurden die beim nächtlichen Sturme Gefangenen und wir mitgegeben.

Unser Zug ward folgendermaaßen geordnet: voran ritt der Französische Capitain, hinter oder neben ihm ging ein Sergeant; dann folgten wir Schweizer je zwei und zwei, der Wachtmeister und der Korporal mit seinem Weibchen vorauf; hiernach kamen einige Train-Soldaten, dann die Gefangenen, ihre beiden Officiere an der Spitze; links und rechts neben ihnen einige Bedeckung, und ungefähr dreißig Franzosen bildeten die Arriergarde. Diese Ordnung wurde so lange beobachtet, als wir auf Spanischem Gebiet waren.

Zuerst ging unser Weg auf das angenehme und mit breiten, geraden Straßen versehene Reus. Diese Stadt war mit Französischen Truppen wie besäet, welche mit den Inwohnern in bester Harmonie zu leben schienen: ich habe mir sagen lassen, daß die Bewohner der Städte Valls und Reus unter allen Cataloniern am meisten Französisch gesinnt waren und auf die Insurgenten schimpften.

Ich sprach in Reus noch ein und das letzte Mal mit meinem von den Schweizern kürzlich mit mir übergegangenen Elsasser und nahm Abschied von ihm.

Von hier aus setzten wir unsern Marsch in der Richtung nach Mequinenza fort, bei welcher Festung der Ebro den Segre aufnimmt. Die Landschaft bis dahin war, ohne daß ich irgend einer Parthie nach meiner jetzigen Erinnerung den Vorzug zu geben vermöchte, fruchtbar, von niedrigen Gebirgszweigen durchwebt und schön; doch fand man — eine Folge des Krieges — überall wenig Bevölkerung. Fast in jedem Dorfe, durch welches wir passirten, war aus einem Kloster oder sonstigem großen Gebäude ein kleines Castell geschaffen worden, und die Besatzung darin bestand immer aus Polen. Natürlich geschah es, um die nicht freundschaftlich gesinnten Bewohner Cataloniens in Respekt zu erhalten und vor möglichen Ueberfällen gesichert zu sein. Dieser Umstand überzeugte mich, wie schwierig es sei und wie viel Soldaten dazu erforderlich wären, ganz Spanien zu behaupten.

In benannten kleinen Forts, worin wir stets übernachteten, befanden sich gewöhnlich ansehnliche Proviant-Vorräthe, von welchen auch wir unsere Portionen erhielten. Bei Mequinenza gingen wir über den Segre und dann am linken Ufer des Ebro nach Saragossa zu. Bis zu letzterer Stadt hatten wir also kein Gebirge zu passiren und sahen dergleichen nur zuweilen rechts und links in der Ferne. Obgleich wir auf diesem Wege meist durch sehr fruchtbare Gegenden kamen, so fanden wir doch auch, besonders wenn die Straße stark vom Fluß abwich, viel Strecken Landes, einige Male drei bis vier Stunden lang, die gar nicht bebaut und bepflanzt, son-

gez. Bacler d'Albe

gest. Engelmann

Einnahme von Saragossa (1809)

dern nur mit dürr scheinenden Kräutern und Gräsern bewachsen waren und zur Weide der Schaafheerden dienten, deren wir viele fanden. Es stehen in dieser Gegend große, massiv gebaute, aber nur den Himmel zur Bedachung habende Schaafställe — oder, richtiger gesagt, eine im Cirkel oder Quadrat aufgeführte hohe Mauer, welche zur Nachtzeit Schaafe, Hunde und Schäfer umfängt — häufig frei da, ohne daß das Auge ein Dorf oder ein Wohnhaus erspähen kann.

Endlich sahen wir das berühmte Saragossa mit seinem von einer Anhöhe aus die Stadt beherrschenden Castell vor uns liegen. Die ganze schreckliche Belagerung[21]) malte meine Phantasie sich nach eigener Idee. Ueber den Gallego, der bei Saragossa in den Ebro sich ergießt, gingen wir auf einer Brücke, und vor uns breiteten sich die Ruinen der äußeren Häuser dieser Stadt aus. Im Innern Saragossa's bemerkte ich wenig Spuren der Zerstörung, aber desto mehr Mangel an Inwohnern. Die uns hin und wieder Begegnenden sahen sehr ernst aus, bedauerten die Gefangenen, wofür sie uns Schweizer auch hielten, und theilten Geld unter uns aus. Es war mir wirklich etwas wehmüthig im Herzen, als ich, in Betrachtungen über das Schicksal dieser Stadt und ihrer Bewohner, durch die engen, von hohen schwarzen Häusern begrenzten, finsteren und Grabgewölben ähnelnden Straßen schritt. Wir übernachteten hier zum ersten Mal in einer Kirche, deren Inneres nur noch wenige Spuren seiner heiligen Bestimmung offenbarte: eine Art Nachtherberge, wie

wir sie vor unserer Ankunft in Frankreich noch öfter bekamen. Die Bürger versahen uns in dieser Kirche reichlich mit Speisen und Wein.

Am nächsten Morgen verließen wir diese in einem Olivenwald und an zwei sich hier verbindenden Flüssen herrlich gelegene und dennoch dazumal traurige Stadt, und setzten unsern Marsch nach Huerca fort.

Auf diesem Wege sah es schon freundlicher aus: in den Dörfern fanden wir nun nicht mehr Forts und Besatzungen; der Landmann war mit seinem Getreide und seinen Früchten beschäftigt und schien vor keinem Feinde besorgt zu sein; auch brachten die Bewohner jedes Ortes, den wir passirten, uns mehr oder weniger an Speise und Trank. Unser Nachtquartier war bald in einer Kirche, bald in einem großen Schaafstall, bald in einer Scheune.

Huerca, eine freundliche, gut gebaute, nicht unbedeutende Stadt, hatte keine andere Garnison, als ungefähr zwanzig Gensdarmen, und bezeugte dadurch, daß die Inwohner in Frieden und Freundschaft mit den Franzosen lebten.

Von Huerca aus wird auf dem Wege nach Frankreich das Gebirge wieder ansehnlicher, und entfaltet durch wilde und angebaute Parthien die verschiedenartigsten Reize. Wir gingen bald bergauf, bald bergab, und hatten oft neue, schöne Aussichten. Nach einigen Tagen erreichten wir Jaca, einen festen Platz und das letzte Städtchen auf Spanischem Boden.

Von hier aus begann das eigentliche Besteigen der Pyrenäen. Dies Gebirge ist höher und steiler, als auf der Straße bei Bellegarde. Der Weg, auf

dem wir emporstiegen, war oft nicht so breit, daß zwei Mann neben einander gehen konnten, und glich oft dem Ersteigen einer halb zerfallenen Treppe. Bei dieser Gelegenheit entschlüpften aus unserm Transport zwei gefangene Spanier. Da die Bedeckung, des beschwerlichen schmalen Weges halber, nicht Allen zur Seite bleiben konnte, so hatten sich die Entwichenen wahrscheinlich hinter Felsstücke und Gebüsch versteckt, und dort gewartet, bis ihre Wächter ihnen aus den Augen waren, um dann den Rückweg anzutreten; denn rechts oder links sich durch das wilde Gebirge zu arbeiten, gehörte in's Reich der Unmöglichkeit.

Als wir den höchsten Punkt des Fußpfades erreicht hatten, befanden wir uns auf einem Grasplatze, woselbst wir von aufgethürmten Schneespitzen umgeben waren, auch in Vertiefungen und Winkeln, die den Sonnenstrahlen nicht zugänglich sind, den Schnee berühren konnten — und doch schrieben wir schon den 7ten Juli.

Nun ging es wieder bergab, aber auf einem eben so schmalen und noch jäheren Wege, als den wir hinaufgegangen waren, und dieser Pfad diente noch obenein auf vielen Stellen zum Bett eines hinunterschäumenden Baches, in welchem wir dann waten mußten und von seinem hinter uns an Gestein sich brechenden und hoch aufspritzenden Gewässer bis in den Nacken hinein angefeuchtet wurden.

Was die Französische Seite des Gebirges von der Spanischen besonders unterscheidet, ist eine dichtere Waldung, die nach oben aus Nadelholz und nach

unten größtentheils aus Kastanienbäumen besteht. In dem nächsten Dörfchen — ich glaube, es heißt Sarail — schlugen wir unser erstes Nachtlager auf Französischem Gebiet in einer Scheune auf.

Die erste Stadt von Wichtigkeit, welche wir in Frankreich erreichten, war das an der Gave de Pau und zwischen fruchtbaren Anhöhen herrlich gelegene Pau, als Geburtsort Heinrichs des Vierten und des jetzigen Schwedenkönigs, auch seiner Heilquellen wegen, berühmt. Hier verloren wir unsere alte Escorte: die Train-Soldaten. Der Ort ihrer Bestimmung war Toulouse, der unsrige uns unbekannt. Wir wurden nun durch vier Gensd'armen, die täglich abgewechselt wurden, begleitet.

Auf Spanischem Gebiet hatten wir, gleich den uns escortirenden Soldaten, während des Marsches täglich unsere Rationen an Brodt, Fleisch und Wein erhalten. In Frankreich änderte sich die Sache, und wir bekamen der Mann anderthalb Pfund Brodt und fünf Sous auf den Tag: eine geringe Geldsumme, mit der wir aber, bei der fast überall herrschenden Wohlfeilheit, gut auskommen konnten.

In jeder Stadt, in welcher ein Kriegs-Commissair sich aufhielt, bekamen wir den Sold auf drei bis sechs Tage zum Voraus, je nachdem mehr oder weniger Tagereisen zum nächsten Commissair waren. Das Brodt, aus runden dreipfündigen Laiben bestehend, erhielten wir auch öfters von einem Zahl-

meiſter bis zum andern, zuweilen aber, wenn dieſe zu weit von einander entfernt reſidirten, in zwei Theilen, den einen beim Commiſſair, den andern in einer Bäckerei auf halbem Wege. Den erſten Kriegszahlmeiſter fanden wir in Pau, den zweiten in Auch, den dritten in Montauban u. ſ. w.

Auch iſt nicht groß, aber eine freundlich an einer Anhöhe gelegene, gut gebaute und reinliche Stadt, und die Gegend umher, ſo wie überhaupt der ganze Strich des ſüdlichen Frankreichs, den wir jetzt durchzogen, außerordentlich fruchtbar an Getreide, Obſt und Wein; beſonders ſtand der Weizen faſt überall ſo dicht und von Körnern ſtrotzend, daß man auf demſelben — ſcherzweiſe geſprochen — wie auf einem Bretter-Fußboden gehen konnte; ich habe ihn früher und ſpäter nirgends ſo üppig wachſen ſehen.

Der Dialekt des gemeinen Mannes gefiel mir, bevor wir Montauban erreicht hatten, nicht ſonderlich: obgleich ich ziemlich gut Franzöſiſch verſtehe, ſo konnte ich doch aus den Reden der guten Gasconier wenig klug werden.

Einige Stunden vor Montauban fuhren wir auf einer Fähre über die breite Garonne. Dieſe große, am Tarn ganz eben liegende und gut gebaute Stadt hat einen prächtigen, mit doppelten Colonnaden umzogenen Hauptplatz, ſchien mir aber nicht ſehr belebt zu ſein.

Bis Montauban hatten wir Schweizer ſowohl, als die gefangenen Spanier, immer in militairiſcher Ordnung auf dem Marſche uns fortbewegen müſſen und waren ſtets von der Escorte ſorgſam be-

obachtet worden, wahrscheinlich weil ein Spanier, wenn er entflohen wäre, in der Gebirgsgegend jenseits der Garonne nicht große Mühe gehabt haben würde, über die Pyrenäen in seine Heimath zu gelangen. Als wir aber nun von Montauban weiter in das Innere Frankreichs marschirten, bekümmerten sich die Gensdarmen, von denen zwei Mann unsere ganze Begleitung ausmachten, wenig um uns; sie waren manchmal eine halbe Stunde hinter, manchmal eine halbe Stunde vor uns, und ließen uns links und rechts, außer und auf der Straße, wie es uns beliebte, zerstreut gehen. Später noch wurden wir so wenig beobachtet, daß die Gensdarmen des Abends vorher uns bloß sagten: „morgen geht's bis da oder dort hin!" und es dann unserem Gefallen überließen, ob wir vereinzelt oder vereinigt, früh oder später aufbrechen wollten. Sie thaten dann weiter nichts, als daß sie ihren Kameraden im nächsten Nachtquartier unsere Marschroute überbrachten, und ritten in diesem Geschäft gewöhnlich auf halbem Wege an uns vorüber, ohne große Notiz von uns zu nehmen; sie machten uns höchstens darauf aufmerksam, ja nicht in solchen Städten zu unrechter Zeit einzutreffen, in welchen ein Kriegs-Commissair sich befinde, weil wir von dieser Art Herren immer gezählt wurden und die Fehlenden ihres Brodtes und Soldes verlustig gingen.

Bei solcher Freiheit auf dem Marsche übernachtete selten der ganze Trupp im bestimmten allgemeinen Quartier, sondern Viele logirten sich, wenn sie müde waren, schon früher bei Landleuten ein;

ja, selbst wenn der Zahlmeister Musterung hielt, fehlten oft welche von den Spaniern. Die Idee von einer harten Behandlung der Gefangenen, die ich früher gehabt, verschwand mir — wenigstens in Bezug auf die Französische — gänzlich, und die Spanier gestanden, daß sie es jetzt besser hätten, als damals, wo sie in ihrem Vaterlande Soldat waren, was Jeder, der die Trägheit des größten Theiles dieser Nation und ihre Mäßigkeit im Essen und Trinken kennt, leicht begreiflich finden wird, besonders wenn ich hinzufüge, daß die meisten dreist genug waren, die Bewohner in Städten und Dörfern um Almosen anzusprechen und dies nicht vergebens thaten. Auch ich und drei andere Schweizer-Soldaten, mit denen ich auf dem Marsche zusammenhielt, zogen, ohne geradezu wie die Spanier zu handeln, von dem milden Sinne der Franzosen Nutzen. Wir rissen z. B. eine hinlängliche Quantität Kartoffeln aus, verfügten uns damit zu irgend einem Bauer, und baten ihn um einen Kessel und etwas Holz, um dieselben zu kochen, und bekamen dann außer dem Geforderten gewöhnlich noch Milch oder Butter, oder anderes Fett, die Kartoffeln geschält damit zuzubereiten, oder man gab uns, wenn wir sie in Uniform gekocht hatten, Buttermilch, Käse, Speck oder einige Eier als Zuspeise. Zuweilen war es der Eigenthümer des Kartoffelfeldes, welches wir mit unserm Besuch beehrt hatten, selber, der uns die Zuthaten lieferte und dabei scherzend drohte: „Prenez garde, que je vous n'attrappe pas un autrefois!“ —

Wenn wir manchen Abend nicht Lust hatten, nach

dem Etappen-Orte zu gehen, baten wir den ersten, besten Landmann um ein Nachtlager auf Stroh oder Heu, und er ließ uns selten ohne etwas Abendessen schlafen gehen; in einem an der Heerstraße gelegenen einzelnen Gasthofe, in welchem wir einmal übernachteten, erhielten wir Viere sogar eine kalte gebratene Gans und zwei Flaschen Wein zum Abendessen.

Von den Spaniern waren Viele sehr abgerissen, und diesen wurde, wenn wir durch Städte marschirten, manches Hemde, manches Paar Hosen und Schuhe u. s. w. von den Inwohnern verabreicht. Als wir in Clermont anlangten, waren auch meine Schuhe so schlecht, daß ich sie geradezu wegwerfen und zum ersten Mal in meinem Leben baarfuß gehen mußte; dieses neue Marschiren ging aber so gut von statten, daß ich den ersten Tag sieben Lieues recht leichtfüßig zurücklegte, wozu wohl der Umstand, daß es in der letzten Nacht geregnet und der Erdboden benäßt war, das Meiste beitrug. Als ich später in Moulins ein Paar Schuhe geschenkt bekam, bediente ich mich derselben nur dann, wenn der Weg steinigt und brennend war, sonst kam ich bloßfüßig bequemer fort.

Mit der Beschreibung der Städte und Gegenden, welche wir passirten, und welche Reiseschreiber viel besser geschildert haben, als ich es thun könnte, will ich meine Leser nicht ermüden, indem ich nur wiederholen müßte, was von der meistentheils gebirgigten, aber fast immer schönen und fruchtbaren Gegend schon mit vielen Worten und doch nicht getreu ma-

lend oft geschrieben worden ist. Ich erwähne also nur, daß wir von Montauban über Caylar, Villefranche, Figeac, Aurillac, Clermont, Thiers, Moulins, Nevers und Clamecy in den ersten Tagen des Augusts den Ort unserer Bestimmung, Auxerre, erreichten. — Hier wies man uns sämmtlich, Schweizer und Spanier, Deserteurs und Gefangene, eine große Kaserne, in welcher schon eine Menge Spanischer Kriegsgefangenen lag, als einstweilige Residenz an.

Wir übergegangenen Schweizer hatten auf dem Hermarsche schon manchmal unsere Betrachtungen darüber angestellt und uns mitgetheilt, daß wir mit den Gefangenen auf gleichem Fuße gehalten wurden, jedoch immer dabei gedacht, daß man, sobald wir an Ort und Stelle angelangt, uns von Letzteren absondern, und die Wahl lassen würde, entweder in unsere Heimath zu gehen oder Französische Kriegsdienste zu nehmen. Jetzt aber, als wir einige Tage in der Kaserne waren, ward es mir immer mehr zur Gewißheit, daß wir gleich den Andern als Gefangene behandelt wurden. Um ganz darüber in's Klare zu kommen, wendete ich mich an den Commandanten der Kaserne, einen mit einem Stelzfuß geschmückten Capitain, welcher mit einem seiner Sergeanten täglich eine halbe Stunde auf unserm Hofe umher spazierte, und fragte ihn: ob wir Schweizer, die wir nicht Gefangene, sondern Deserteurs seien, noch lange hier bleiben würden? — Er äußerte seine Verwunderung über meine Frage, und erwiederte dann:

daß wir gar nicht besonders auf der Marschroute aufgeführt, sondern in der Zahl der Gefangenen mit begriffen wären; vermuthlich sei der Commissair in Pau aus Nachlässigkeit oder Eigennutz Schuld daran; denn als Deserteurs hätten wir nicht fünf Sous, wie die Gefangenen, sondern elf Sous, wie der Französische Soldat, erhalten. Der alte Veteran fing darauf an, uns scherzend zu trösten, und zu erzählen, daß es ihm als Gefangenem schlechter gegangen sei, als es uns gehe, denn er sei 1806 hinter Warschau als Blessirter in die Hände der Kosaken gefallen und ausgezogen worden, und würde im bloßen Hemde in der Kälte umgekommen sein, wenn nicht bald darauf regulaire Russische Truppen angelangt wären, von denen ein Officier ihm eine alte wollene Decke gegeben; darauf sei er auf einem Wagen mit Stroh fortgeschafft worden u. s. w. —

Was war zu machen? Wir mußten uns schon zu trösten suchen! — Das Beste bei der Sache blieb immer, daß die Gefangenschaft nicht zu drückend war. So gut wie auf dem Marsche konnten wir hier aber nicht leben; denn erstens fehlten die gutherzigen Bauern, und zweitens erhielten wir statt fünf nur drei Sous täglich, die andern beiden wurden für Holz, Salz und Stroh gerechnet; da es jedoch in Auxerre sehr wohlfeil war, so hatten wir für zwei Sous, die wir in die Menage gaben, ein reichliches, wenn auch wenig kräftiges und schlecht gewürztes Mittagsmahl; mit dem einen Sou, der uns noch blieb, war nicht mehr weit zu springen. Die Wein- und Obstzucht muß bei Auxerre große

Ausbeute geben; denn als ich bei einer Obsthändlerin für einen Sou Pflaumen forderte, war ich wirklich erstaunt über die Menge, welche ich bekam: vierzig Stücke gutschmeckende runde weiße Pflaumen von der Größe eines mittelmäßigen Borsdorfer Apfels, an Gewicht wenigstens fünf Pfund enthaltend.

Nach Belieben die Kaserne verlassen und in der Stadt umhergehen durften die Gefangenen eigentlich nicht; nur diejenigen, welche bei den Bürgern durch Arbeit Geld verdienten, machten eine Ausnahme; doch erhielten auch Andere einzeln die Erlaubniß, auf eine halbe Stunde auszugehen, wenn sie vorgaben, etwas einkaufen zu wollen. Da nun, außer dem erwähnten Capitain und zweien Sergeanten, kein anderer Französischer Soldat uns beobachtete, und die Wache am Kasernenthore nur aus einem Korporal der Gefangenen bestand, so war es nicht schwer, die Erlaubniß nach der Stadt zu erhalten, und ich hatte schon öfter Gebrauch davon gemacht. Ein wahres Prachtgebäude ist der Präfektur-Pallast; er soll früher dem Bischof von Auxerre gehört haben; sonst ist diese Stadt, die Gothisch aufgeführten Kirchen, besonders den Dom, abgerechnet, nicht schön im Innern.

Zehn Tage hatte ich in Auxerre verbracht und war der einförmigen Lebensart ziemlich überdrüssig. Es ging mir im Kopf herum, mich derselben zu entziehen, und was war natürlicher, als daß ich eine Flucht, und einen Versuch, über den Rhein zu gelangen, dazu wählte? Wagen that ich nicht viel; denn das Allerärgste, wenn mein Plan mißlang, war, daß ich wieder zurück transportirt, und dann,

um ein ferneres Entfliehen zu verhindern, zu einem Gefangenen-Depot in irgend einer Festung geschickt wurde. In jedem Falle bewirkte ich also durch mein Entweichen eine Veränderung meiner Lage.

Was mir jetzt am nächsten lag, war, einen Gefährten zur Ausführung meines Vorhabens zu finden. Einige, die ich haben wollte, zeigten keine Lust, und meinten, wir würden nicht weit kommen, weil die Gensdarmerie in Frankreich auf allen Wegen zu finden sei; ich ließ mich jedoch nicht abreden, und erreichte bei einem uns Schweizern zugehörigen Westphalen meinen Zweck: er hieß Thomas, und war — wie ich bald darauf erfuhr und wie man zu sagen pflegt — ein wahrer Thomas.

Wir Beide verabredeten nun das Nähere. Ich ging zum wachthabenden Korporal, und ersuchte ihn, mich ausgehen zu lassen, um Tabak zu kaufen, und verfügte mich dann auf einen meinem Kameraden bezeichneten Platz der Stadt. Thomas begehrte eine Viertelstunde nach mir das Nämliche vom Korporal, und dieser ließ ihn mit dem Verweise: warum er seinen Tabak nicht von mir mitbringen lasse? ziehen. Er kam zu mir und wir gingen zum Thor hinaus*).

Der Weg, welchen wir einschlugen, müßte uns nach der Schweiz geführt haben, wohin wir recht gut hätten gelangen können, wenn die Gensdarmen

*) Festungen ausgenommen, habe ich in keiner Französischen Stadt Thorwachen gefunden, und die in ersteren bestanden dazumal oft aus Invaliden. Ueberdies durften die Gefangenen bis zwei Lieues von der Stadt zur Arbeit gehen.

und andere Beamten, welchen wir bis dahin wenigstens hundertmal begegnen mußten, jedesmal so gefällig gewesen wären, die Augen zuzudrücken.

Wir schritten ganz gemächlich fort, und sprachen davon, bei erster Gelegenheit unsere militairische Kleidung gegen schlechte Bauern-Anzüge zu vertauschen, um sicherer durchzukommen. In einem zwei Stunden von Auxerre entfernten Dorfe stand vor einem Hause ein großer eine sehr kleine Art süßer Zwetschen tragender Baum, und eine Menge seiner Früchte lag unten im Sande verstreut. Indem wir einige davon auflasen und aßen, trat ein Mädchen aus dem Hause und meinte: die da unten seien nichts nutz, wir sollten nur vom Baume so viel abschlagen, als uns beliebe. Nachdem wir diesen Rath einige Minuten lang befolgt hatten, kam das Mädchen zum zweiten Male, und lud uns ein, zu dem Besitzer des Hauses zu kommen, er verlange nach uns. Nicht ohne einen Anflug von der Vermuthung, angehalten zu werden, betraten wir das Haus; aber freundlich empfing uns der Wirth. Er saß im Kreise seiner Familie und seines Gesindes an einer großen, reich gesegneten Tafel und wies uns Plätze an einem kleinen Ecktisch an. Hier wurden uns Suppe, Fleisch, Brodt, eine Art Pflaumenkuchen und Wein vorgesetzt, und wir durften nach Herzenslust essen und trinken. Uns zu fragen, wohin wir wollten, daran dachte der gute Mann nicht im Geringsten. Man war sehr lustig bei der großen Tafel, und die erste Gesundheit, welche beim Anstoßen der Gläser ausgebracht wurde, lautete: „Vive l'Empereur!“

Nun ging mir ein Licht auf: es war heute der 15te Auguſt, der Geburtstag Napoleons, welcher kirchlich gefeiert wurde. Es mußte ein guter Menſch ſein, unſer Wirth, denn es wurde auf die Geſundheit der Franzoſen, aller Menſchen, und endlich mit uns auf Freund und Feind angeſtoßen. Es war faſt Abend, als wir uns von dieſem Kreiſe innigfroher Menſchen trennten, und man gab uns noch ein tüchtiges Stück Brodt und Käſe mit.

Recht vergnügt gingen wir weiter, und meinten: wenn wir es alle Tage ſo träfen, wie heute, hätten wir nichts Klügeres thun können, als davon zu laufen. Nach einer halben Stunde befanden wir uns an einem andern Dorfe, und da es ſchon finſter wurde und wir vor einem Heuboden eine Leiter ſtehen, keinen Menſchen aber um uns her ſahen, ſtiegen wir, durch den Wein ermuthigt, aber auch nach Schlaf lüſtern, hinauf, und machten im Heu Nachtquartier.

Als ich nach einem feſten Schlafe zum erſten Mal erwachte, graute ſchon der Morgen, und da ich einſah, daß wir, um nicht entdeckt und gar für ärgere Menſchen, als wir waren, gehalten zu werden, uns aus dem Staube machen müßten, ſo weckte ich meinen noch ſchnarchenden Thomas und ging mit ihm von hinnen.

Da wir Auxerre nun immer weiter hinter uns ließen, ſo mußten wir vorſichtiger ſein; deshalb beſchloſſen wir, auf einſamen Nebenwegen zu gehen, und wenn ein iſolirt ſtehender Bauernhof käme, den Beſitzer um alte Kleider anzuſprechen und ihm

dafür die unsrigen zu lassen. Diese waren noch ziemlich gut, und sehr oft wurden dergleichen von Tagelöhnern gekauft und nach einer kleinen Veränderung bei ihren Arbeiten getragen.

Bis Mittag waren wir fortgegangen, hatten die Dörfer vermieden und uns mit unserm Brodt und Trauben, die wir pflückten, beholfen, als ein bedeutendes Dorf vor uns lag, welches wir unbemerkt nicht gut umgehen konnten. Wir nahmen uns also vor, im Schatten der Reben bis am Abend uns versteckt zu halten, und wenn Alles ruhig wäre, dem Besitzer des ersten Hauses unser Anliegen vorzubringen. Einige Stunden lagen wir da, als mein Kamerad über fürchterlichen Hunger klagte. Ich lachte darüber; denn ich hatte nur eben so viel genossen, wie er, und verspürte gar nichts von Hunger. Thomas wiederholte sein Lied mit dem Zusatze, bis Abend könne er unmöglich ohne Brodt bleiben, und keiner meiner Vernunftgründe fand bei ihm Eingang; er erklärte, allein in's Dorf zu gehen, um etwas zu holen, und seine Sache gewiß recht klug machen zu wollen. Mit Gewalt konnte ich ihn nicht zurückhalten und er setzte sich in Bewegung. Ich ging so weit mit, als es mir rathsam schien, und erwartete in einem Hinterhalte von Gesträuch die Rückkehr meines Westphälischen Thomas.

Nach einer guten halben Stunde kam er auch wirklich mit Brodt und Grützkuchen und dem selbstgefälligen Lächeln eines Siegers. Damit er nicht noch einmal dem Hungertode nahe käme, aß ich nur sehr wenig von seinem Proviant und ließ ihn das Andere

begierig aufschmausen. Kaum war eine halbe Stunde vergangen, als wir Menschentritte vernahmen. Ich blickte auf und sahe von mehreren Seiten bewaffnete Landleute auf uns zukommen. An ein Entfliehen war nicht mehr zu denken: wir wurden gefangen genommen.

Die Sache klärte sich bald auf. Mein kluger Thomas hatte sein Brodt beim Maire des Dorfes selber geholt, treuherzig dessen Fragen beantwortet, und so hatte die Obrigkeit dann gethan, was ihres Amtes ist: man hatte den einen Vogel fliegen lassen, um ihn in Gesellschaft des andern wieder einzufangen.

Der Maire behandelte uns übrigens sehr schonend, und ließ uns, als er sahe, daß wir keine gefährlichen Menschen waren, während der Nacht in eine Scheune einsperren, aus der wir durch Hinwegnahme eines losen Brettes leicht hätten entfliehen können; da ich nun aber einsah, daß ich doch nicht weit kommen, höchstens nur mein Schicksal verschlimmern würde, unterließ ich es. — Die Einwohner des Dorfes ließen uns nicht Noth leiden und versorgten uns hinlänglich mit Nahrungsmitteln; eine alte Frau brachte sogar Jedem von uns ein Paar alte Strümpfe und mir noch eine weiße Schlafmütze. Am Morgen wurden wir von zwei bewaffneten lustigen Bauern nach der nächsten Stadt — Tonnerre — geführt, wo früher ein Kloster war.

In diesem Gewahrsam hatten wir fast eben so viel Freiheit, als in der Kaserne zu Auxerre. Wir waren die einzigen Gefangenen darin, und die Thür

unſers mit zwei Matratzen und wollenen Decken verſehenen Gemachs war nur des Nachts verſchloſſen. Den ganzen Tag durften wir auf einem geräumigen Hofe verbringen. Am erſten Nachmittage ſchon rief uns eine alte Dame, die aus einem nach unſerem Hofe gehenden Fenſter ſah, zu ſich, und ſchenkte uns, nachdem ſie ſich von unſerm Verhältniß unterrichtet hatte, einen Franc. Am folgenden Tage bekamen wir von ihr Schuhe, Strümpfe, Hemden, Beinkleider, Jacken und Weſten, mit der Vermahnung, ſelbige Sachen zu bewahren, da wir ihrer in unſerer vielleicht langen Gefangenſchaft wohl noch benöthigt ſein möchten. Unter dem mir Zugetheilten befanden ſich eine lange rothe Sammetweſte mit kleinen goldenen Sternchen, ein Paar kurzer ſchwarzer Beinkleider mit Schnallen und eine blaugeſtreifte leinene Jacke. Unſere Wohlthäterinn wünſchte uns in der empfangenen Kleidung zu ſehen: wir gingen alſo in unſer Gemach und kleideten uns um, und ſelbſt mein Thomas lachte über meine gravitätiſche Figur; ich mußte meine Zunge mit den Zähnen halten, um ernſthaft vor der guten Dame zu erſcheinen, welche ſich ſehr über unſere glänzende Verwandlung freute. Außer unſerer aus Brodt und Gemüſe beſtehenden Koſt, welche der Gefangenwärter uns reichte, erhielten wir von der freundlichen Alten manches Stückchen Fleiſch, oder etwas Suppe, Obſt und dergleichen.

Nach drei Tagen kamen zwei Gensdarmen, um uns nach Auxerre zurück zu ſchaffen. Die Dame war am Fenſter, gab uns noch einige fromme Ver-

mahnungen und einen Franc, und wünschte uns eine glückliche Reise. Mit innerer Rührung empfahl ich mich der Edlen. Wie ich von unserer Escorte unterwegs erfuhr, gehörte sie zu einem weiblichen Wohlthätigkeits-Verein der Stadt Tonnerre.

Sieben Stunden hatten wir bis Auxerre, und als wir daselbst ankamen, wurden wir in das Stadtgefängniß geschickt: die Kaserne betraten wir nicht wieder. In diesem Gefängniß befanden sich mehrere Conscribirte, welche ihrer Militairpflicht sich zu entziehen gesucht, so wie einige Spanier und zwei Schweizer, welche sich mit uns gleicher Sünden hatten zu Schulden kommen lassen. Die Einrichtung, nur des Nachts eingeschlossen und bei Tage auf dem Hofe zu sein, bestand auch hier. Meine Scharlachweste verkaufte ich dem Schließer für drei Francs.

Ungefähr zehn Tage brachten wir hier zu, bis eines Abends uns vier Schweizern und den Spaniern angekündigt wurde: wir sollten uns bereit halten, morgen früh die Reise nach Lille anzutreten —: für mich eine frohe Nachricht, denn ich kam wieder durch neue Städte, neue Gegenden, und hoffte auf der Reise ein besseres Leben zu führen.

Als wir aus dem Gefängniß auf die Straße kamen, fanden wir daselbst schon einen Haufen anderer Spanischer Gefangenen, welchen wir zugesellt wurden, und nachdem wir auf drei Tage Brodt und Geld erhalten, traten wir, ungefähr achtzig Köpfe stark und von zwei Gensdarmen begleitet, unsern Marsch an. Das ganze Corps bestand aus Personen, die, wie wir, irgendwo einen Versuch zur Flucht ge-

macht, und nun nach Lille gesendet wurden, um durch engeren Gewahrsam bestraft und durch die Festungsmauern von fernerer Flucht abgehalten zu werden.

Wenn wir auf unserm jetzigen Marsch auch nicht ganz der Freiheit genossen, welche wir von Montauban nach Auxerre hatten, so waren wir doch so wenig unter Aufsicht, daß wir hundert Male hätten entwischen können: wir marschirten zerstreut auf der Straße, die Gensdarmen waren manchmal gar nicht zu sehen, und in dem Orte, worin wir Nachtquartier machten, wurden wir nicht eingesperrt und durften frei umhergehen; nur ward uns streng befohlen, Abends und Morgens nie zu fehlen.

Meine sämmtlichen Gefährten wußten, so gut wie ich, aus Erfahrung, wie es fast unmöglich sei, aus Frankreich ohne Papiere zu entkommen, und darum wagte es Keiner mehr, einen solchen Versuch zu machen.

Da auf dem ganzen Wege mir nichts Wichtiges zustieß, so bemerke ich nur die vornehmsten Städte, welche wir berührten: das kleine hübsche St. Florentin; Troyes, groß, aber nicht sehr bevölkert, mehrere schöne Kirchen enthaltend; Vitry und Chalons sur Marne, letzteres gut gebaut und lebhaft; Epernay, die Hauptstadt der Champagner-Weine, das sich zwischen kreidigen Rebenhügeln sonderbar, aber reizend ausnimmt; das romantisch von Bergen umgebene, berühmte Rheims, dessen schöne Kathedrale ich — ich hatte ja Schillers „Jungfrau von Orleans" schon in Berlin von Madame Meyer[22]) gesehen — als eine

alte Bekannte ehrfurchtsvoll begrüßte; das geschichtlich merkwürdige Soissons; la Fère, klein, aber eine berühmte Artillerie-Schule enthaltend; St. Quentin, Cambray und Douay. Diese drei Städte ähneln sich sehr in ihrer Bauart, und vermuthen die Nähe Hollands; sie sind mit hübschen Häusern und breiten, geraden Straßen versehen, und enthalten mehrere schöne öffentliche Gebäude, unter welchen besonders das der Municipalität in Douay sich auszeichnet; auch findet man in allen drei Städten harmonische Glockenspiele an den Thurmuhren. Jenseits la Fère verschwindet jede Spur von Bergen, und nur Getreide- und Kartoffel-Felder, Wiesen und an der Landstraße Apfelbäume sind zu sehen. In Douay hatten wir unser letztes Nachtquartier auf dieser Reise, und zogen am folgenden Tage in das stark befestigte Lille ein, welches vorbenannten drei Städten sehr ähnelt, aber weit größer ist und sehr viel schöne Privat- und öffentliche Gebäude enthält, worunter sich das Rathhaus, die Börse, einige Kirchen und Kasernen besonders auszeichnen.

Wir wurden in die Citadelle gebracht, die sehr geräumig und mit mächtigen Kasernen versehen ist und viel Spanische Kriegsgefangene enthielt. Das Quartier, wo wir hinein kamen, war nicht das beste: es bestand in einer großen, mit einem kleinen Vorhofe versehenen Kasematte, und nur auf diesem Hofe, der durch eine Gitterthür vom Hauptplatze

der Citadelle getrennt war, durften wir frische Luft einathmen; natürlich sollte es eine Strafe für unsern Entweichungsversuch sein. Was übrigens die Kost betrifft, war sie der in Auxerre ganz ähnlich, das nächtliche Lager aber noch etwas besser; denn dort hatten wir bloßes Stroh, hier wenigstens auf Gestellen liegende Strohsäcke und wollene Decken. Indessen that uns dieses in dem nördlicheren Lille bei beginnendem Herbste auch nöthiger, als während des Sommers im südlicheren Auxerre.

Es giebt viele und große Kartoffeln im Nord-Departement; sie sind aber nicht von so mehliger Substanz und solcher Güte, wie im Brandenburgischen. Die Frau eines Spanischen Sergeanten, welcher mit uns eingesperrt war, machte sich einen Erwerbszweig daraus, große Kessel voll solcher Kartoffeln zu kochen, und sie dann, das Pfund für einen Sou, an die Gefangenen zu verkaufen. Da wir täglich, außer der Menage, die gewöhnlich auch aus Kartoffeln bestand, einen Sou erhielten, so wußten wir nichts weiter damit anzufangen, als ihn bei der Sergeantenfrau zu verzehren; Manche verkauften sogar die Hälfte ihres dreipfündigen Brodtes für vier Sous, und verzehrten das Geld in Kartoffeln, weil vier Pfund davon ihnen mehr den Magen füllten, als anderthalb Pfund Brodt. Da die Kartoffeln obenein manchmal nicht recht gar waren, so war es kein Wunder, daß Viele die Ruhr bekamen, in's Hospital geschafft wurden, und meistentheils, weil sie des Durstes wegen zu viel Wasser tranken, starben; auch meinen Thomas verlor ich auf diese Art. Ich

bekam gleichfalls einen Anfall dieser Krankheit, verlor allen Appetit und hatte immer viel Durst; ich meldete mich indeß nicht als Patient und wurde nach eigener Idee mein eigener Arzt. Die Quelle des Uebels zu verstopfen, röstete ich mir täglich einige Brodtscheiben und aß sie, und wenn ich den Durst nicht ertragen konnte, nahm ich einen Strohhalm, steckte ihn in das Wassergefäß und saugte durch denselben etwas Weniges ein, was mich erquickte, ohne mir zu schaden. In acht Tagen war ich gänzlich wieder hergestellt, behielt aber einen Widerwillen gegen die Kartoffeln der Frau Sergeantin.

Zehn Wochen brachte ich in diesem Aufenthalte zu, in welchem mir die ewige, langweilige Einförmigkeit das Unangenehmste war. Da kam zu Anfang Decembers der Commandant der Citadelle mit einem Commissair zu uns; wir wurden gemustert, und erhielten nach zwei Tagen, weil wir ziemlich schlecht equipirt waren, Jeder zwei Commishemden, und der Eine dies, der Andere jenes Kleidungsstück irgend einer Französischen Truppengattung: ich bekam den Rock eines Train-Soldaten und leinene Pantalons; auch erhielten wir Jeder ein Paar Holzschuhe, wie sie in dieser Gegend von den Bauern getragen werden, und zugleich die Ordre, morgen früh marschfertig zu sein. Kaum kann ich glauben, daß Einer von uns froher als ich darüber war.

Am andern Morgen ordneten wir uns auf dem Platze der Citadelle und zogen durch die Stadt zu dem nach Douay führenden Thore hinaus.

Es war ein regnigter Tag und die sonst gute mit

Lütticher Steinen gepflasterte Heerstraße von thonigtem Koth überschwemmt. In den mir ungewohnten schweren Holzschuhen konnte ich nicht von der Stelle, glitschte alle Augenblicke aus, und den Andern ging es nicht besser, weshalb wir fast Alle, die hohlen Klötze in der Hand tragend, in der Nässe und Kälte baarfuß vorwärts schritten. Unsere diesmalige Reise ward heut Abend schon beendigt: wir kamen nach der Citadelle bei Douay, in welcher es jedoch zehnmal besser war, als in dem verlassenen Aufenthalt. Wir hatten jetzt je 20 bis 25 Mann ein Zimmer mit einem gußeisernen Ofen, und erhielten Steinkohlen genug, um ihn den ganzen Tag heiß, fast glühend zu erhalten; auch war unser Mittagsessen, wozu auf den Mann acht Loth Fleisch geliefert wurde, unendlich besser. Unser Commandant war ein sehr rechtschaffener invalider Oberst, der das für uns — wir waren gegen funfzehnhundert Mann hier zusammen — bestimmte Rindvieh in der Citadelle vor unsern Augen schlachten ließ, und fast immer dabei war, wenn das Fleisch für uns abgewogen wurde; obenein spendete er Leber, Nieren, Lungen ꝛc. des Schlachtviehes heut diesen, morgen jenen Menagen als Zugabe. Auch durften wir in der geräumigen Citadelle überall umhergehen. Außer dem Sou, den wir täglich bekamen, berechnete der Commandant am Schlusse jedes Monats genau, was er vom Feuerungs- und Kostgelde erspart hatte, und ließ den Ueberschuß unter uns vertheilen, so daß der Mann acht bis zehn Sous erhielt und sich einen guten Tag machen konnte. Schade,

daß ich den Namen des edlen Kriegers nicht anführen kann! —

Unter den hiesigen Gefangenen befanden sich auch einige Russen, welche 1807 in Frankreich als Kriegsgefangene gewesen, dann, ich weiß nicht wie, in Spanische Dienste gekommen und jetzt wieder in Gefangenschaft waren. Da nun die sogenannten Spanischen Schweizer aus Schweizern, Deutschen, Ungarn, Böhmen, Polen und noch andern Nationen bestanden, so hatte ich Gelegenheit, ihre verschiedene Lebensweise zu beobachten. Während die Spanier an ihrer Kost mehr als genug hatten, so daß sie die Hälfte ihres Brodtes verkauften, um ihre Spiellust befriedigen zu können, kamen die Russen und mehrere Böhmen damit nicht aus, und verkauften das ganze oder halbe Brodt, um sich Kartoffeln oder Mohrrüben anzuschaffen, von welchen Produkten es für einen Sou eine große Menge gab. Der eine Russe, ein großer junger Mensch, aß nie Brodt, sondern kaufte sich nichts als große weiße Rüben, von denen es für einige Sous einen ganzen Eimer voll gab. Bei dieser gänzlich ungekünstelten Speise saß er den ganzen Tag und schrotete, konnte aber, trotz seines guten Magens, weniger die dort nicht allzustrenge Kälte ertragen, als irgend ein Anderer; er saß immerwährend am Ofen, und wenn er das Zimmer zu verlassen genöthigt war, zitterte er am ganzen Körper vor Frost. Wir Deutschen und die Polen und Ungarn verkauften selten von unserm Brodt und wurden zur Genüge satt.

Bis im Anfange des Märzes, also ein Vierteljahr,

brachte ich in Douay zu. Da kam eines Tages der Commandant, und meldete uns, daß er Ordre erhalten habe, diejenigen aufzuzeichnen, welche Lust hätten, Dienste zu nehmen. Die Deutschen, Ungarn und Polen, natürlich auch ich, sogar mehrere Spanier, sagten zu, und nach einigen Tagen rückten wir, etwa sechszig Mann stark, aus, und erhielten sogleich auf mehrere Tage die Besoldung des Französischen Soldaten. Ein vorreitender Gensdarme war unser Wegweiser.

Unser Weg ging über Cambray, Landrecy, Avesnes, Charleville und Mezières. Beide letzteren Städte sind mir deshalb merkwürdig, weil sie die einzigen waren, die ich so nahe an einander liegend gesehen: der Weg von Charleville nach Mezières, welches eine Festung ist, führt über eine Brücke und ist höchstens eine halbe Viertelstunde lang; die Maas fließt hier, so wie an Sedan, wohin wir des andern Tages kamen, vorüber. Von Sedan gingen wir nach Verdun.

Es war Sonntag, als wir in Verdun ankamen und ich allein bei einem Weber in der Vorstadt einquartiert wurde, der ein sonderbarer Kauz war. Es mochte drei Uhr Nachmittags sein, als ich sein Haus betrat. Der Mann war ausgegangen, und die Frau wies mir einen Platz am Kaminfeuer an, wärmte ein Töpfchen Gemüse, das zu Mittag übrig geblieben war, und gab es mir zu essen. Ich war zufrieden, daß ich etwas Warmes bekam und einige Sous ersparen konnte; denn der Wirth in Frankreich, welcher Einquartierung bekam, war weiter

nichts zu geben verpflichtet, als Holz, Kochgeschirr und Salz. Ich nahm die kleine Gabe der guten Frau um so dankbarer an, da ich bei wohlhabenderen Leuten zuweilen mit gar nichts hatte vorlieb nehmen müssen, und discourirte nachher mit dem Bruder ihres Eheherrn, welcher lahm war und Krücken gebrauchte.

Nach zwei Stunden trat der Hausherr trällernd in's Zimmer, schritt, ehe er noch Hut und Stock abgelegt, auf mich zu, schüttelte mir die Hand und rief: „Bon jour, camerade! bon soir! Avez-vous dîné?" — Ich erwiederte seinen herzlichen Gruß und bejahte seine Frage. — Nun wollte er wissen, was ich gegessen hatte. — Ich sagte es ihm. — „Sacre nom de dieu!" fuhr er auf, drehte sich mit rollenden Augen gegen seine Frau, und machte ihr donnerwetternd Vorwürfe, daß sie mich nicht besser bewirthet habe. Diese sprach einige Worte, sich zu entschuldigen, und meinte, ich würde zum Abendessen ja noch mehr bekommen. Immer fluchend, erkundigte er sich, ob das Abendbrodt schon bereitet sei, und als dies verneint wurde, ergriff er die Feuerzange und sprang schimpfend auf seine Frau los. Ich lief auf ihn zu, fiel ihm in die Arme, und bat ihn, meinetwegen nicht so aufgebracht zu sein, indem ich recht gut noch ein Paar Stunden warten könnte. Es gelang mir, ihn etwas zu beruhigen; aber die arme Frau mußte über Hals und Kopf Anstalt zum Abendessen machen.

Nun setzte er sich neben mich und sprach über den Spanischen Krieg, und als er erfuhr, daß ich ein

Deutſcher — er hatte mich für einen Spanier gehalten — und noch dazu aus Berlin ſei, äußerte er die größte Freude. „O Lansmann! Berlin ßön Stadt, groß! Auk ick Berlin! Viel Mamſells!“ und von dieſem Augenblick an ſprach er, um ſeine Kenntniß der Deutſchen Sprache zu zeigen, kein Franzöſiſch mehr mit mir, nannte mich ſtets Landsmann, und erzählte mir, daß er zehn Jahre Soldat und mit Napoleon in Berlin geweſen ſei, bei Wagram eine Kugel in den linken Schenkel und bald darauf ſeinen Abſchied erhalten habe und nun ſeit zwei Jahren verheirathet ſei. Darauf rief er ſeine Frau, küßte ſie und ſagte zu ihr: „Attention un autrefois, ma chère, tous les soldats sont mes camerades!“

Nach kurzer Zeit ſetzten wir uns zu Tiſche, und aßen Suppe, einen tüchtigen Eierkuchen und Salat, von welchen Speiſen ich über die Hälfte allein genießen mußte. Nach beendigter Mahlzeit nahm mein Wirth Hut und Stock, ergriff meine Hand und rief: „Allons, Lansmann, komm! ein Glas Wein!“ und führte mich in ein Wirthshaus, in welchem eine große Geſellſchaft ſeiner Handwerksgenoſſen war und wacker gezecht wurde. Alles trank mir zu, und erſt um Mitternacht gingen wir Beide ziemlich berauſcht nach Hauſe. — Mein Franzöſiſcher Landsmann führte mich in meine Schlafkammer, in welcher mein Bett auf den Dielen bereitet war, wartete, bis ich mich entkleidet hatte, deckte mich zu, warf noch eine Menge Kleidungsſtücke auf die Decke, damit ich, wie er ſagte, recht warm ſchliefe, und wünſchte mir eine gute Nacht. Ich ſchlief auch dieſe Nacht ſo feſt, daß

ich die Zeit des Aufstehens versäumte. Mein Wirth weckte mich endlich, gab mir Brodt und Wurst und ein Fläschchen Branntwein mit, und wünschte mir eine glückliche Reise. Als ich auf dem Sammelplatz ankam, hatte man schon eine halbe Stunde auf mich gewartet, und der Herr Gensdarme brummte mir wegen meiner Verspätung die Ohren voll.

Von Verdun langten wir in Metz an und waren am Ziele unserer Reise. Wir kamen hier unter das zweite Fremden-Regiment (second Regiment d'Etrangers), aus allerhand Nationen bestehend und früher unter dem Namen des Fürstlich-Isenburgischen bekannt. Dies Regiment bestand aus sechs Bataillonen, welche im Romanischen und auf den Jonischen Inseln vertheilt waren; in Metz befand sich nur das Depot.

Der Capitain, welchem wir zuerst vorgestellt wurden, gab Jedem von uns eine außerordentliche Gratification von dreißig Sous und schickte uns in die Kaserne.

In dieser an der Mosel liegenden wichtigen, festen und großen Stadt gefiel es mir sehr, theils daß sie, weil ein großer Theil der Einwohner der Deutschen Sprache mächtig ist, mich an mein lange nicht gesehenes Vaterland erinnerte, wie denn auch die Aushängeschilder Französische und Deutsche Inschriften tragen, theils ihrer Größe und freundlichen Bauart wegen; besonders sind die vielen großen und schönen Kasernen und das mächtige Arsenal bemerkenswerth, so wie auch der Regierungspallast, die Börse, die großartige Kathedrale und einige mit schönen

Bäumen besetzte Spaziergänge. Das Innere der erwähnten Kirche, ohne mit Pracht und Bildern überladen zu sein, machte einen zauberischen Eindruck auf mich, als ich mich darin befand und die Sonne ihre Strahlen auf die mit herrlicher Glasmalerei versehenen Fenster hinter dem Hoch-Altare werfen sah. Da wir die Stadt nicht verlassen durften, so war es mir um so angenehmer, in einem großen, Veränderung darbietenden Orte zu leben.

Mit unserer Behandlung konnten wir auch zufrieden sein; wir brauchten weder zu exerciren, noch Wachtdienste zu thun, hatten täglich zweimal gutes warmes Essen, des Vormittags mit, des Nachmittags ohne Fleisch, und bekamen alle fünf Tage funfzehn Sous ausgezahlt, und machten uns dann einen fröhlichen Tag. Gutes Bitterbier und kräftiger Moselwein hatten einen Preis: das Maaß (anderthalb Berliner Quart) galt von jedem acht Sous; ich zog den Wein vor. Außer Hemden, Schuhen und leinenen Pantalons erhielten wir aber die ersten sechs Wochen keine Montirungsstücke.

Anfangs Mai wurde es in Metz sehr lebhaft: viel Truppen zogen durch, und man sprach nichts, als von dem großen Feldzuge gegen Rußland. Bald darauf verbreitete sich die Nachricht, daß Napoleon über Metz zur Armee reisen und die hiesigen Truppen mustern werde.

Nach einigen Tagen traf der Kaiser unter Kanonendonner, Glockengeläut und dem Vive l'Empereur der Einwohner Abends in Metz ein.

Am Vormittage des andern Tages stellten sich

alle Truppen, auch unser Corps in seiner buntscheckigen Kleidung, beim Zeughause auf. Wir standen im Hintergrunde. Alle Fenster, Treppen und Dächer waren voll Zuschauer. Nachdem Napoleon angekommen und mit den andern Soldaten fertig war, langte er, mehr als zwanzig Schritte vor seinem Gefolge rasch einherschreitend, bei uns an. Eine kleine Wolke des Unmuths zog auf seine Stirn, als er unsern Aufzug sah. Er sprach lebhaft, aber nicht sehr laut, mit unserem ihm entgegen gegangenen Großmajor, ging dann einige Schritte die Reihe entlang, nahm eine Prise, legte auf dem Rücken die Hände über einander, sprach wieder einige Worte, und kam dann bis zu mir, der ich im ersten Gliede war, stand abermals still und redete mit dem Major, wovon ich so viel erschnappte, daß er darüber seinen Unwillen ausdrückte, uns noch nicht völlig equipirt zu sehen, und daß unser Commandeur die Schuld auf den Kriegs-Commissair wälzte. Napoleon wendete sich nun rasch um und ging seiner Suite entgegen. Die Revue war geendet. Noch desselben Tages spät verließ er bei Fackelschein Metz.

Nach zwei Tagen waren wir völlig eingekleidet, und nach einigen Wochen erhielten wir Ordre zum Marsche nach Rom: eine Nachricht, die mich mit großer Freude erfüllte.

Es war zu Ende Mai's und die Natur hatte ihre schönsten Reize entfaltet, als wir, etwa zweihundert Mann stark, unter Anführung eines Haupt-

manns und eines Lieutenants, Metz verließen und auf Pont à Mousson losgingen, also zu einer Jahreszeit die Reise antraten, die dem Liebhaber schöner Gegenden die herrlichsten Genüsse bereitet; und daß ich solche reichlich vorfand, wird Jeder wissen, der die Straße, auf welcher wir uns fort bewegten, selbst betreten hat oder aus Beschreibungen kennt. Von Pont à Mousson marschirten wir nach Toul, in welcher festen Stadt selbst der gemeine Mann das vorzüglichste Französisch spricht, und dann weiter auf Neufchateau und durch das hochgelegene Langres nach Dijon, ehemals die Residenz der Herzöge von Burgund.

Da wir hier, wie es den vierten oder fünften Tag gewöhnlich der Fall war, einen Rasttag hielten, so hatte ich Zeit und Gelegenheit, diese schöne Stadt mit dem Pallast der alten Herzöge und die reizenden Promenaden außerhalb derselben zu besehen, auch den guten wohlfeilen Wein etwas mehr als mäßig zu genießen.

Wenn ich an Dijon denke, fällt mir immer ein Gläschen Branntwein ein, welches ich daselbst trank. Als ich nämlich mit meinem Quartier-Kameraden, einem Dänen, von einem Spaziergange außer dem Thore über eine schöne steinerne Brücke zurückkehrte, kamen wir vor einem Laden vorbei, in welchem Branntwein verkauft wurde. Der Däne, ein Liebhaber dieses Getränks, welches nie meine Leidenschaft war, hatte Lust, ein Gläschen zu trinken, und ihm zu Gefallen ging ich mit in die Boutique und forderte, gleich ihm, für einen Sou. Arglos trank

ich meine Portion (etwa ein zwanzigstel Quart) rasch aus, verspürte aber bald ein Brennen in meinen Eingeweiden, wie ich es noch von keinem in größter Quantität genossenen Getränk empfunden hatte, so daß ich ängstlich wurde, zu einem Brunnen lief, und so lange Wasser trank, bis Wasser und Branntwein vereinigt auf einem Rückwege mich wieder verließen; aber ich spürte noch am folgenden Morgen eine Schlaffheit in allen Gliedern. Der Däne, an Aquavit gewöhnt, gestand selbst, noch nie so starken Schnaps getrunken zu haben.

Von Dijon kamen wir nach Beaune, der Haupt-Niederlage der Burgunderweine, und dann weiter nach dem lebhaften Chalons an der Saone, welchen romantische Gegenden durchströmenden Fluß wir von Chalons über Tournus, Maçon und Villefranche nach Lion immer in der Nähe behielten.

Als ich auf meiner Reise von der Schweiz nach Spanien zur Nachtzeit in Lion ankam und mit Tagesanbruch dasselbe wieder verlassen mußte, hatte ich so viel wie gar nichts von dieser berühmten großen Stadt gesehen; desto angenehmer war es mir jetzt, daß wir hier einen Ruhetag hatten und ich umherstreifen konnte. Die meiste Zeit verbrachte ich an den Ufern und auf den Brücken der Saone und der Rhone, welche beiden — ich habe Lust, einen poetischen Bock zu schießen — sich hier vermählen, und dann, eine Seele und ein Leib, unter dem Namen des letztgenannten Bräutigams bis zu ihrem gemeinschaftlichen Tode im Mittelländischen Meere durch das Leben und Frankreich gehen. Das rege Leben

gez. Bacler d'Albe

gest. Engelmann

Gebirgsmarsch

auf dieſen Flüſſen, die ſchöne Ausſicht über ſie hinaus und die großen Gebäude an ihren Ufern haben Einladendes genug, um ganze Tage bei ihnen zu verbringen. Die Mitte der Stadt macht mit ihren ſechs bis ſieben Stockwerk hohen ſchwarzen Häuſern und ihren engen düſtern Gaſſen keinen angenehmen Eindruck, obgleich einige ſchöne Plätze und öffentliche Gebäude, vorzüglich das prächtige Rathhaus, das Hoſpital, die Hauptkirche, der ihr gegenüber ſtehende erzbiſchöfliche Pallaſt u. a. m., Aufmerkſamkeit verdienen.

Als wir Lion verlaſſen hatten, ſchlugen wir in dem Städtchen Bourgoing unſer erſtes Nachtquartier auf. Vor meiner Ankunft in dieſem Orte verſpürte ich etwas Uebelkeiten, welche mir die letzten zwei Stunden Weges ſehr erſchwerten. Während der Nacht ward ich noch unwohler, und obgleich ich keine Vorboten einer bedeutenden Krankheit darin ſah und die Unpäßlichkeit bald wieder los zu werden hoffte, ſo war es mir doch einleuchtend, daß der Marſch des andern Tages mir ſehr peinlich und die Anſtrengung ſchädlich werden müßte, und beſchloß, mich krank zu melden. Da ich wußte, daß diejenigen, welche als Patienten zurückblieben, nach ihrer Geneſung einzeln oder einige Mann ſtark nachmarſchirten, und dann, ſtatt des gewöhnlichen Soldes und Brodtes, für jede Lieue drei Sous erhielten, folglich auf ihrem Wege freier waren und beſſer leben konnten, ſo war mir mein Unwohlſein nicht ſehr unangenehm. Ich wurde, als ich mich gemeldet hatte, auf einem Wagen nach dem Hoſpital zu Gre-

auf diesen Flüssen, die schöne Aussicht über sie hinaus und die großen Gebäude an ihren Ufern haben Einladendes genug, um ganze Tage bei ihnen zu verbringen. Die Mitte der Stadt macht mit ihren sechs bis sieben Stockwerk hohen schwarzen Häusern und ihren engen düstern Gassen keinen angenehmen Eindruck, obgleich einige schöne Plätze und öffentliche Gebäude, vorzüglich das prächtige Rathhaus, das Hospital, die Hauptkirche, der ihr gegenüber stehende erzbischöfliche Pallast u. a. m., Aufmerksamkeit verdienen.

Als wir Lion verlassen hatten, schlugen wir in dem Städtchen Bourgoing unser erstes Nachtquartier auf. Vor meiner Ankunft in diesem Orte verspürte ich etwas Uebelkeiten, welche mir die letzten zwei Stunden Weges sehr erschwerten. Während der Nacht ward ich noch unwohler, und obgleich ich keine Vorboten einer bedeutenden Krankheit darin sah und die Unpäßlichkeit bald wieder los zu werden hoffte, so war es mir doch einleuchtend, daß der Marsch des andern Tages mir sehr peinlich und die Anstrengung schädlich werden müßte, und beschloß, mich krank zu melden. Da ich wußte, daß diejenigen, welche als Patienten zurückblieben, nach ihrer Genesung einzeln oder einige Mann stark nachmarschirten, und dann, statt des gewöhnlichen Soldes und Brodtes, für jede Lieue drei Sous erhielten, folglich auf ihrem Wege freier waren und besser leben konnten, so war mir mein Unwohlsein nicht sehr unangenehm. Ich wurde, als ich mich gemeldet hatte, auf einem Wagen nach dem Hospital zu Gre-

noble geschafft, und bekam also eine merkwürdige, von hohen Bergen höchst romantisch umkränzte Stadt zu sehen, die ich ohne diesen Zufall nicht würde betreten haben.

Die Ruhe, welche ich auf dem Wege genoß, und die freie Luft hatten mich schon fast gänzlich hergestellt, als ich das Hospital betrat, und ich war in Verlegenheit, was für eine Krankheit ich angeben sollte, wenn der Arzt mich darnach fragen würde. Doch dieser war selbst mein Helfer aus der Noth; lächelnd meinte er, als er meinen Puls befühlt und ich noch gar nicht gesprochen hatte: die beste Arznei für mich würden wohl ganze Portionen sein und meine Krankheit in Ermüdung vom Marsche bestehen. Wahrscheinlich waren ihm solche Patienten schon oft vorgekommen. Ich erhielt also die ganze Portion, täglich aus zwei halbpfündigen Weißbrodten, zwei halben Bouteillen alten Weines, dreimaliger kraftvoller Bouillon, zweimaligem Gemüse und zwei tüchtigen Stücken Rindfleisch bestehend, und befand mich recht wohl dabei.

Doch länger als acht Tage hatte ich keine Geduld, diese einförmige Lebensart zu führen; ich meldete mich als ganz hergestellt, erhielt die Marschroute und Reisegeld bis Turin, und trat meine Wanderung an. In Chambery, der Hauptstadt Savoyens, traf ich mit zweien meiner Kameraden zusammen, welche im Hospital zu Lion zurückgeblieben waren, und war sehr erfreut, ein Paar Reisegefährten zu haben.

Unser Weg ging nun über Montmelian (eine

kleine Bergfestung), Aiguebelle, la Chambre, das von gewaltigen Felsen umgebene Saint Jean und Lanslebourg den Mont Cenis hinan.

Die gigantischen, schauerlichen Naturschönheiten Savoyens so zu beschreiben, daß Jemand, der noch nie etwas Aehnliches sah, sich ein Bild davon machen könnte, ist wohl noch Keinem gelungen, und die schlechtesten Federzüge dazu würde ich zu liefern im Stande sein. Menschenhände haben diesem felsigen Boden nur Weniges entlocken können. Man sieht auf der Straße, welche wir passirten, nur selten mit Mais oder schlechten Reben bebaute Stellen, Weizen oder anderes Getreide noch seltener, wohl aber große Felsmassen und mit Kastanienbäumen und Nadelholz bedeckte Berge. Größere und kleinere Bäche und Quellen stürzen und sprudeln von allen Seiten herab. Vor Lanslebourg rechts erheben sich ungeheure, gerad' aufsteigende Feldwände, und links blickt man schwindelnd in ein mehrere tausend Fuß liegendes Thal an eben so jähen Felsmassen hinunter; ein unten liegendes Dorf hat das Ansehen einer Stadt, die man auf dem Weihnachtsmarkte kauft; man kann einen Stein hineinwerfen; aus der Oeffnung einer schräg von meiner Linken vor mir stehenden Felswand drängt sich gewaltsam und brausend ein fast mannsdicker Wasserstrahl, und wird zu Staubregen, ehe er das Thal erreicht.

Mehrere, die den Mont Cenis früher passirt und mir davon erzählt hatten, hielten einen See[23]) auf demselben für die größte Naturmerkwürdigkeit; sie meinten: wie ein See auf einen so hohen Berg käme,

sei unbegreiflich; doch das Wunder erklärt sich gleich, wenn man diesen eine viertel Lieue langen See von einer Menge mit ewigem Schnee bedeckten Felsspitzen umgeben sieht. Ein Wunder des menschlichen Genies ist aber die auf dem Berge durch einen im Wege stehenden Felsen gesprengte Oeffnung, wodurch die ehemalige Straße abgekürzt und die jetzige bequemer geworden ist. Man wird versucht, in größter Eile durch das über hundert Fuß tiefe Felsthor zu schreiten, damit man nicht unter den jeden Augenblick zum Einsturz bereit scheinenden Steinmassen begraben werde.

Wir übernachteten auf dem Mont Cenis in dem Hospiz, wo wir unentgeltlich beköstigt wurden, und am Morgen gingen wir durch das erwähnte Felsthor den Gefilden Italiens entgegen.

Ein ganz anderer Anblick stellt sich dar, wenn man auf der Italienischen Seite bergunter geht. Man sieht eine unermeßliche Ebene in der Ferne. Nachdem man eine Woche gebraucht hat, um mit immerwährendem Auf- und Abgehen den höchsten Punkt der Bergstraße zu erreichen, gelangt man nach vier bis fünf Stunden in die fruchtbarsten Gefilde; das Städtchen Susa ladet mit seiner glänzenden Kuppel den Wanderer freundlich zu sich ein.

Von Susa aus marschirten wir durch folgende bekannte und viel beschriebene Städte: Rivoli, Turin, Alessandria (mit dem nahen Marengo[24]), dem

Zeugen einer ewig denkwürdigen Schlacht, woselbst ich auf dem Schlachtfelde das Monument des Generals Desaix, eine weiße Marmorsäule mit einem goldnen Adler darauf, sah), Tortona, Voghera, Stradella, Piacenza, Parma, Reggio und Modena, nach Bologna.

Daß der größte Theil der genannten Städte schön und gut gebaut ist, weiß fast Jedermann, und wenn ich von dem ganzen Landstrich, in welchem sie liegen, sage, daß er ohne Gebirge, ohne Wald und Wüsteneien ist, und daß er aus lauter Kornfeldern besteht, durch welche Reihen von allerhand Obstbäumen laufen, und daß hoch aufgeschossene Weinstöcke von einem Baume zum andern die schönsten Guirlanden bilden, die jetzt gerade mit den schönsten goldenen und blauen Trauben prangten, so kann mein geehrter Leser, wenn er es vorher nicht schon konnte, sich recht gut eine Idee von dem großen Ober-Italischen Garten machen.

Bei Bologna sieht man wieder ein mächtiges Gebirge vor sich: es sind die Apenninen. Eine halbe Stunde jenseits der Stadt muß man schon aufwärts schreiten. Eine gute Straße führt über das Gebirge. So viel Naturschönheiten sich auf derselben zu allen Seiten mir auch darboten, so blieben doch die Apenninen in dieser Hinsicht hinter den Alpen und Pyrenäen bedeutend zurück. Schnee habe ich (zu Anfang des Juli) auf meinem Wege über sie nirgend gesehen. Je weiter man indeß beim Hinabsteigen in's Toskanische gelangt, je herrlicher wird die Gegend.

Wir kamen endlich in Florenz an, und diese Stadt ist es, welcher ich von allen schönen Städten des paradiesischen Italiens den Vorzug geben würde, wenn ich mir eine derselben als Wohnsitz wählen sollte. Sowohl Florenz selbst, als seine Umgebungen, zogen mich zauberisch an: in der Stadt die Menge schöner Statüen, herrlicher Plätze, majestätischer Kirchen, prächtiger Palläste und durchgehends ein Steinpflaster von mehreren Fuß langen und breiten Quaderstücken; außer der Stadt ein dieselbe umgebender Kranz von kleinem Gebirge, mit Oliven- und anderen Fruchtbäumen, Weinstöcken und Getreide bepflanzt und mit Klöstern, geschmackvollen Landhäusern, reizenden Parks und freundlichen Ortschaften bedeckt. Ein harmonisches, angenehm auf mich wirkendes Glockengeläut, dumpf und klar aus der Nähe und Ferne ertönend und vom Echo vervielfältigt, erhöhte mein Wohlgefallen an den Reizen von Florenz.

Uebrigens ist das ganze Großherzogthum Toskana, so weit ich es durchreist habe, ein sehr fruchtbares, durch nicht hohes, gut angebautes Gebirge viel Schönheiten entfaltendes Land.

Ueber Poggibonti, Siena und Radicofani, das stolz auf einem hohen Berge dem Wandernden entgegen ragt, kamen wir nach Aquapendente, auf dieser Seite die erste Stadt im Kirchenstaat, und von hier über Montefiascone, Viterbo und Monterosi nach der ehemaligen Beherrscherinn der alten Welt.

Bis Monterosi, ungefähr acht Stunden vor Rom,

ist die Landschaft fruchtbar und reizend, dann aber bis eine halbe Stunde vor demselben, wo die Vorstadt anfängt, wüst und moorigt: nur Schaaf- und Büffelheerden und eine Hirtenhütte sieht man hin und wieder.

Was soll ich von Rom selbst sagen? — — „Gar nichts!" werden die Gelehrten und Belesenen und dort Gewesenen meiner Leser antworten; „denn Du verstehst es doch nicht zu schildern." — Ich beschränke mich also auf die Bemerkung, daß ich in den elf Tagen, die ich daselbst verbrachte, in Augenschein nahm, was ich in Augenschein nehmen konnte, als da sind: die Peterskirche, die Lateran-kirche, die Paulskirche und andere Kirchen, der Vatican und sein Garten, der Farnesische Garten, die Palatinische und andere schöne Brücken, die Piazza del Popolo, der Monte Cavallo, das Pantheon, die Engelsburg, das Colosseum, das Capitolium oder vielmehr die aus und auf ihm entstandenen neueren Palläste, und eine Menge von Obelisken, Riesen-Fontainen und Ruinen der alten Römergröße. Von innen betrachten konnte ich nur die ungeheure, majestätische Peterskirche, der alle anderen Kirchen der Welt nachstehen müssen, die prächtige Lateran- und andere Kirchen und die labyrinthische Engelsburg. Alle die Herrlichkeiten des alten und neuen Roms erregten mein Erstaunen, erwärmten mich aber nicht wie die schönen Ansichten in und bei Florenz: ich glaubte auf Gräbern und unter Geistern zu wandeln; denn Rom war sehr menschenleer. In der schönen, großen Straße, in welcher unsere Kaserne war und

die nach dem Monte Cavallo mit seinen riesigen Rossebändigern führt, sahe man zu mancher Tageszeit nicht einen Menschen gehen; nur im Mittelpunkte der Stadt, wo die Märkte und Kaufleute sich befinden, war es ein wenig lebendig. Es waren zwar zu dieser Zeit weder Papst noch Consorten in Rom; aber auch durch diese wird die große Stadt nicht viel lebhafter; nur Festtage und Carneval machen eine Ausnahme. Ueberhaupt nahmen und nehmen sich die Bewohner des heutigen Roms mit ihrem kleinlichen Treiben sehr possirlich aus gegen die Riesenwerke ihrer Vorbürger, um welche sie sparsam und in Lumpen umherwanken.

Nach elftägigem Aufenthalt in Rom wurde ich einem Commando von zehn Mann und einem Sergeanten zugesellt, welches einige Wagen mit Montirungsstücken von Viterbo abholen sollte, und auf dem Rückwege erlebte ich zwischen Viterbo und Monterosi das stärkste Gewitter, was ich je erlebt habe. Der reine Himmel verfinsterte sich in einem Nu, es ward um zwei Uhr Nachmittags völlig Nacht; dem ersten Blitze folgte im Augenblicke ein betäubender Donnerschlag, wie Felsbäche stürzte der Regen hinab, in einer Sekunde hatten wir keinen trockenen Faden mehr am Leibe; wir mußten unbeweglich auf der Stelle bleiben, wo wir uns eben befanden. Ein Feuermeer verjagte das andere, ein fürchterliches Donnergekrach verhallte, wenn das folgende schon begann; mehr als zehnmal fuhr schmetternd ein feuriger Wetterstrahl in unserer Nähe nieder: ein Pferd wurde vor einem unserer Wagen getödtet. Nach

einer Viertelstunde war Alles vorüber, und der Horizont klärte sich eben so schnell wieder auf, als er sich verfinstert hatte: die Sonne brach wieder hervor. Triefend wie ein gebadeter Pudel setzten wir unsern Weg fort, und ehe wir die drei Stunden bis Monterosi zurückgelegt hatten, waren wir von der Bewegung und den heißen Sonnenstrahlen völlig getrocknet.

Den andern Tag nach unserer Wiederankunft in Rom wurden ungefähr hundert Mann, unter Anführung eines Lieutenants, zur Verstärkung des in Spoleto stehenden Bataillons beordert, und ich gehörte dazu.

Unendlich schöner, als wenn man von Viterbo her kommt, ist die Gegend bei Rom auf der Straße nach Spoleto. Nachdem man eine Weile den Tiber rechts gehabt hat, gelangt man in romantisches Gebirge. Die merkwürdigsten Orte, welche wir auf diesem Wege passirten, sind das auf einem steilen Berge gelegene Civita Castellana, zu welchem eine steinerne Brücke mit doppeltem Bogen führt, und das freundliche Terni, in dem eine sehr schöne Hauptkirche sich befindet, so wie auch der Hannibalsthurm[25]), als Wahrzeichen, daß der schlaue Carthagenische Feldherr hier geschlagen worden. Von Terni aus erstiegen wir einen ziemlich hohen Berg und gelangten nach Spoleto. Diese Stadt ist auf ungleichem Boden ziemlich eng gebaut und sehr alt. Die gebirgigte Umgegend derselben hat aber außerordent-

lich viel Reize. Eine Brücke, welche von Spoleto über einen reißenden Bergstrom nach dem Monte Lupo führt, erregt Erstaunen: sie erhebt sich wenigstens dreihundert Fuß hoch über das brausende Gewässer und ist bestimmt doppelt so lang.

Es war im August 1812, als wir in Spoleto ankamen. Ueber die Behandlung, welche wir hier hatten, kann ich nicht klagen: die früher bei diesem Regiment üblichen körperlichen Züchtigungen waren streng untersagt und unser Chef ein braver Mann, unsern Sold und gutes Brodt und Menage erhielten wir regelmäßig; auch hatten wir leichten Dienst: wir zogen selten auf die Wache und exercirten und paradirten gar nicht.

Zehn Wochen brachte ich in Spoleto zu; aber nach Verlauf derselben gefiel es mir nicht mehr daselbst. Ich fühlte ein großes Verlangen nach meinem lange nicht gesehenen Vaterlande, und sann auf Mittel, dahin zu gelangen; denn dazumal ahnete ich noch nicht, daß Napoleons Glückstern im eisigen Norden sich zu verdunkeln anfing und daß aus der Asche Moskau's Deutschlands und Italiens Befreiung von Französischer Herrschaft entstehen würde; ich verzweifelte daran, Berlin je wieder zu sehen, wenn ich unthätig bliebe. Wie ich es anfangen sollte, aus der Mitte Italiens, aus dem weit mich umschließenden Reiche Napoleons, nach meiner Heimath zu gelangen, wußte ich noch nicht. Einer meiner Kameraden, aus Marienburg in Preußen gebürtig, trug sich mit denselben Plänen herum. Wir verriethen endlich einander unsere Absichten, und kamen über-

ein, nach Abruzzo hinein zu desertiren, uns gegen das Adriatische Meer zu wenden, und zu sehen, ob wir zu irgend einem Englischen Schiffe gelangen könnten.

Unser Plan war ein Wagestück, doch sein Gelingen nicht unmöglich. Was ihm zu Statten kam, war, daß die Neapolitaner, so viel ich gehört, nicht gut Französisch gesinnt waren und Deserteurs gern durchhalfen, und wenn wir auf solche Art bis zum Meeresufer kamen und mehrere Tage bei Fischern uns aufhielten, konnte sich wohl ein Englisches Schiff zeigen, dem auf einem Fischerboot entgegen zu rudern und ein Signal zu geben sich wohl Gelegenheit gefunden hätte. Und wenn Alles mißglückte, konnte es den Hals nicht kosten: wir wären, zum Regimente zurück gebracht, mit einigen Wochen Gefängniß bei Wasser und Brodt bestraft worden, und wenn wir, ehe man uns arretirte, unsere Kleidung schon geändert hatten, konnten wir uns für Englische Deserteurs ausgeben: wir glaubten, als solche von der Neapolitanischen Behörde einen Paß nach Deutschland zu erhalten oder einem ihrer Regimenter einverleibt zu werden: auf jeden Fall hatten wir bei unserem Wagestück nicht das Schrecklichste zu befürchten.

Wir schritten also Ende Oktobers zur Ausführung unseres Vorhabens. Unsere Uniform war von gutem grünen Tuche: den Rock ließen wir zurück, zogen aber zwei Hemden und die leinenen Pantalons an, und darüber die grünen Tuchhosen und eine dergleichen runde Jacke, welche auf zinnernen Knöpfen

die Nummer 2 unseres Regiments führte. So gingen wir gegen Abend in ein Wirthshaus, um uns zur Reise zu stärken; denn die erste Zeit wenigstens durften wir nur des Nachts marschiren und nirgends einkehren. Wir aßen und tranken nach Herzenslust, und als es finster geworden, verließen wir, Jeder mit einem anderthalbpfündigen Weißbrodt und etwas Wurst versehen, die Stadt.

Die gebahnte Straße vermeidend, schlugen wir uns in östlicher Richtung in's Gebirge. Bis kurz nach Mitternacht waren wir auf und ab, durch Gestrüpp und Gesträuch, gegangen und geklettert, als mein Kamerad über Erschöpfung klagte und eine halbe Stunde zu ruhen begehrte; ich willigte in sein Verlangen, weil ich selbst etwas ermüdet war, hatte aber bald Gelegenheit, zu bemerken, welch Geistes-kind ich zum Gefährten erkohren. Nachdem wir fast eine Stunde gerastet und ich weiter zu gehen wünschte, fing er an, seinen Proviant zu verzehren. Durch diese Ueberladung seines Magens ward er noch träger: ich konnte ihn nicht bereden, sich auf die Beine zu machen, und der Morgen fing an zu dämmern, als wir höchstens zwei Stunden von Spoleto entfernt waren. Jetzt hatte er Lust, wieder vorwärts zu gehen; da aber dies bei Tage zu gewagt war, so kamen wir nicht weiter, als eine halbe Stunde Weges: so lange hatte uns Gebüsch versteckt, nun sahen wir angebautes Land und mehrere Häuser vor uns. Es blieb uns also nichts übrig, als bis zum Abend verborgen zu bleiben. Ich konnte nicht anders, als meinen Proviant mit ihm theilen, denn er ließ bald

wieder Appetit merken, und wir waren nun ohne alle Lebensmittel.

Im Gesträuch sitzend, zogen wir unsere Jacken aus, schnitten inwendig, wo das Zeug umgeklappt war, mehrere Stückchen aus, ergriffen Nadel und Zwirn und überzogen die blanken Knöpfe mit grünem Tuch, um dadurch das Regimentszeichen zu verstecken. Eine höchst langweilige Parthie blieb es aber immer, den ganzen Tag nicht vom Flecke zu dürfen: nie ist mir die Sonne langsamer gegangen. Als es endlich finster war, machten wir uns auf. An und in den Häusern war Alles ruhig, und wir sahen uns bei denselben um, ob nicht irgend etwas von Nahrungsmitteln zu ertappen wäre; aber weder hier, noch auf dem Felde, fanden wir dergleichen, wir mußten mit leeren Händen und leerem Magen unsern Weg fortsetzen. Nachdem wir uns einige Stunden über Berg und Thal hin gearbeitet hatten, fanden wir einen schmalen Fußsteig, welcher nach Osten fortlief, sich aber bald links, bald rechts etwas bog. Wir schlugen diesen ein, und wanderten, obgleich mein Marienburger über Hunger klagte, die ganze Nacht tapfer durch, ohne indeß auf ein Dorf oder Haus zu stoßen. Der Morgen brach wieder an, und wir sahen noch immer nichts um uns her, als wildes Gebirge und Wachholdersträuche. Ich war Willens, so lange weiter zu gehen, bis wir menschliche Wohnungen in der Ferne erblickten; dann wollten wir uns verbergen und beim Anbruch der Nacht sie betreten, um Nachricht, wo wir uns befänden, und Lebensmittel zu erhalten. So sehr mein Ge-

fährte auch hungrig und ermattet zu sein vorgab, marschirte er doch tüchtig mit; natürlich sahe er ein, daß keine Raben kommen würden, uns zu sättigen, und daß wir nur durch Anstrengung etwas erlangen könnten. Daß auch ich Hunger hatte, ist klar; aber er verursachte mir weder Mißmuth, noch Ermattung. Hin und wieder eine Wacholderbeere war Alles, was wir zu uns nahmen, während wir vergebens uns anstrengten, menschliche Wohnungen zu erblicken.

Als die Sonne schon wieder zum Untergange sich neigte, sahen wir auf einer Anhöhe vor uns eine Dorfschaft liegen, die aber, das Auf- und Absteigen ungerechnet, noch zwei Stunden von uns entfernt schien. Wir gingen noch eine halbe Stunde vorwärts, und ruhten uns dann eine Stunde aus, um nachher mit neuen Kräften weiter zu wandern. Aber welche Noth hatte ich, meinen Kameraden wieder auf die Beine zu bringen! — Er erklärte geradezu, liegen bleiben und umkommen zu wollen; denn es sei ihm, ohne vorher gegessen zu haben, unmöglich, nur hundert Schritte zu marschiren. Als ich mich endlich anschickte, allein zu gehen, rappelte er sich auf; aber nach kurzem Gange mußte ich still stehen und sein Nachkommen erwarten, dann warf er sich von Neuem nieder und wollte liegen bleiben. Aus einem Bach, über den wir gingen, trank ich einen Schluck Wasser, und mein Gefährte legte sich auf den Bauch und zechte wohl einige Quart: er meinte, es mache doch auch den Magen voll und müsse für den Hunger ein Mittel sein. Da er nun eben so viel

Zeit zum Ausruhen als zum Gehen verwendete, und dieses obenein sehr langsam geschah, so konnten wir unmöglich weit kommen, und die Nacht entwich abermals, ohne daß wir einen gewünschten Ort erreichten, vielmehr waren wir noch dazu auf einen andern Weg gerathen, denn wir sahen das Dorf von gestern Abend nicht mehr.

Ich hatte großen Hunger, spürte aber keine Uebelkeit und war nicht kraftlos, jedoch etwas über die Zukunft in Sorgen; mit dem Marienburger hingegen war es ein wahrer Jammer: er verwünschte Alles, was nur ein Deutscher verwünschen kann, und war erschlafft an Körper und Geist. Er gehörte zu den untersetzten, fleischigen Menschen.

Nachdem wir wieder einige Stunden gerastet, ließ er sich zu einem neuen Aufbruch bewegen, und als wir unter großen Zögerungen und Beschwerlichkeiten etwa eine Meile zurückgelegt hatten, war Mittag vorüber; doch endlich — neuer Muth beseelte uns — sahen wir von einer Anhöhe hinab ein fruchtbares, von einem Bache durchflossenes Thal vor uns sich ausbreiten, und eine halbe Stunde weiter war dasselbe von einem Dorf oder Flecken begrenzt. Da wir schon im Neapolitanischen zu sein glaubten, gingen wir auf den Ort zu; aber auch, wenn der Weg in den Kerker geführt hätte, wäre mein Gefährte — wie er selbst gestand — hineingegangen, um nur etwas Speise zu erhalten.

Auf halbem Wege kam uns ein Schäfer mit seiner Heerde entgegen. Wir fragten ihn, wo wir wären, und erhielten zur Antwort, daß wir bei dem

Städtchen Ascoli uns befänden, daß dieſes noch zum Romaniſchen gehöre, daß wir aber nicht mehr weit von Abruzzo wären, und daß wir die Stadt auf einem Wege, den er uns bezeichnete, umgehen könnten. Ich ſahe nun ein, daß wir in der Irre herum und zu weit links gewandert, hingegen aber auch dem Adriatiſchen Meere bedeutend näher gekommen waren.

Für einige Bajocco's[26]), welche wir noch beſaßen, gab uns der Schäfer einige Stücke Brodt aus ſeinem Queerſack, und wies uns ein Rübenfeld an, auf welchem wir eine Portion ausreißen könnten. Froh, doch etwas Befriedigung für den Magen erhalten zu haben, gingen wir den angewieſenen Weg. Bis wir das Städtchen hinter uns hatten, war der Abend herangekommen. Wir fanden auf freiem Felde ein einzeln ſtehendes, unbewohntes Gebäude, in welchem etwas Stroh lag, gingen hinein, würzten unſere Rüben mit Salz, das wir nebſt Stahl und Schwamm bei uns führten, aßen ſie zum Brodte, ſchliefen darauf ein und erwachten erſt mit dem Anbruch des Tages.

Weil wir keinen Römiſchen Ort auf unſerem Marſche mehr zu berühren brauchten, machten wir uns weiter keine großen Sorgen und wollten bei hellem Tage unſern Weg fortſetzen; aber als wir kaum aus unſerer Herberge getreten waren, ſahen wir noch ein einzelnes Haus in der Nähe, und vor demſelben einen Bauer und ein angebundenes Maulthier. Da der Mann uns bald erblicken mußte, ſo hielten wir's für das Beſte, auf gut Glück zu ihm

zu gehen. Wir sagten ihm, was wir waren. Er war freundlich und führte uns in das Haus, in welchem wir noch einen etwa funfzehnjährigen Menschen fanden. Das Haus war ein solches, wie man in dieser Gegend sie oft hat, wenn der Acker des Eigenthümers weit von dem Orte, wozu er gehört, sich befindet: des Mannes Wohnsitz war in Ascoli, und zur Zeit der Feldarbeit hielt er sich mit seinen Leuten in dem isolirten Hause auf.

Als er erfuhr, daß wir seit drei Tagen fast gar nichts gegessen hatten, gab er uns einige zwanzig Aepfel, die aber nicht viel größer als Wallnüsse und halb verdorben waren; der Bursche fügte denselben den Rest seines Frühstücks-Brodtes zu: weiter war hier in diesem Augenblicke nichts vorhanden; doch erbot sich der Aeltere, uns besser zu bewirthen, wenn wir warten wollten, bis er aus dem Städtchen, nach welchem er sich ohnehin verfügen müsse, zurückkehre. Wir versprachen es. Er lud einen Sack Mais auf das Maulthier und ging ab. Während seiner Abwesenheit überlegten wir, ob es nicht besser wäre, uns aus dem Staube zu machen, indem er leicht den Verräther machen und Gensdarmen mitbringen könne; aber mein Kamerad hatte keine Lust dazu: die Aussicht auf eine tüchtige Mahlzeit war zu lachend. Da nun überdem das Haus auf einer kleinen Erhöhung lag und wir aus seinen Fenstern den eine halbe Stunde langen Weg bis Ascoli übersehen konnten, so beschlossen wir, zu bleiben, und, wenn wir etwas Verdächtiges witterten, sogleich in das Gebüsch des nahen Gebirges zu eilen.

Nach kurzer Zeit sahe mein Kamerad einen Mann mit einem Pferde oder Maulthiere von der Stadt herkommen, und zwar ohne andere Begleitung; wir hofften, daß es unser Wirth wäre, und als er unserem Gesicht näher kam, erkannten wir ihn wirklich. Er trat zu uns und packte eine ziemliche Quantität Brodt, über ein Pfund frisches Schweinefleisch und ein Fäßchen mit einigen Quart Wein aus. Nun machte er schnell auf dem Kamine ein Feuer an, wir setzten uns daneben, steckten Stückchen Fleisch auf einen Bratspieß, ließen das Fett auf Brodtschnitte träufeln, und hielten eine köstliche Mahlzeit, die der Wein noch herrlicher machte. So sehr ich indeß auch Hunger gehabt, und geglaubt hatte, fürchterlich viel mit einem Male zu essen, ward ich jedoch von einer Portion satt, die ich oft ohne großen Hunger eingenommen; mein Kamerad genoß etwas mehr, aber lange nicht so viel, als ich vermuthet hatte.

Als wir gesättigt waren, fragten wir unsern Wirth, was er für die Mahlzeit verlange? Er meinte, viel Geld würden wir wohl nicht haben; wenn wir aber unsere Jacken, die ihm gefielen, für schlechtere und uns dienlichere vertauschen wollten, wäre er bereit, uns noch einiges Geld herauszugeben. Wir waren gern bereit dazu, und erhielten Jeder eine alte, aber warme Bauernjacke und dreißig Bajocco's. Jeder meiner Leser, welcher Italien kennt, wird wissen, daß der gemeine Mann, besonders im Romanischen und Neapolitanischen, keinen großen Luxus in der Kleidung macht.

Als wir Abschied nahmen, gab der Mann uns das übrig gebliebene Brodt und eine Kürbisflasche voll Wein mit, und bezeichnete uns ganz genau den Weg nach Abruzzo, das nur noch drei Stunden von hier entfernt war.

Es mochte eine Stunde vor Mittag sein, als wir mit neuer Kraft und neuem Muthe unsern Marsch antraten. Der Pfad, auf welchem wir bergan stiegen, war ziemlich steil, und Abruzzo mochte doch wohl etwas mehr als drei Stunden von unserm Wirthshause entfernt sein; denn in dieser Zeit hatten wir kaum den höchsten Gipfel des Gebirges erreicht. Als wir oben waren, sahen wir auch weiter noch nichts vor uns, als wilde Gegenden. Wir gingen eine Strecke abwärts und dann wieder bergauf. So wanderten wir bis Sonnen-Untergang und erblickten endlich das aus dem Buschwerk einer Anhöhe hervorragende Dach eines Gebäudes. Als wir dort ankamen, sahen wir, daß es ein unbewohntes, noch nicht ausgebautes Haus war. Es hatte noch keine Thür, und mehrere Bretter, auch eine Schaufel, lagen darin. Da wir nicht wußten, wohin wir bei einbrechender Nacht gerathen würden, wenn wir heute noch weiter gingen, so beschlossen wir, hier zu übernachten; denn daß wir endlich das Romanische hinter uns hatten, unterlag keinem Zweifel mehr. Da wir Feuerzeug hatten, so loderte bald die Flamme von Spähnen und andern umherliegenden Holzstücken auf; draußen abgebrochene Zweige und ein Brett unterhielten das Feuer die ganze Nacht, und durch die offenen Fenster und Thür war das Ge-

büsch beim Hause hell erleuchtet und bildete durch seine zitternde Bewegung sonderbare Gestalten. Abwechselnd lag Einer neben dem Feuer und schlief, während der Andere es unterhielt. Unsern Vorrath von Brodt und Wein verzehrten wir zum Nachtmahl.

Beim Anbruch des Tages verkündete uns Hahngekrähe die Nähe eines bewohnten Ortes. Wir machten uns auf die Beine und gingen vorwärts. Nach einem Weilchen sahen wir Gebäude unter uns; aber wir waren auf keinem Wege, der zu ihnen führte. Wir standen an einem terrassenartigen, mit Rebstöcken und Olivenbäumen besetzten Abhange, unten rauschte ein Bach. Da wir keinen Menschen in unserm Gesichtskreise bemerkten, schwangen wir uns, an den Händen hängend, von einem Absatze zum andern hinunter und gelangten zum Ufer des Baches. Dieser rieselte auf Kieseln und war nicht tief: wir durchwateten ihn und wollten den Ort zur Linken umgehen; doch dieses ließ sich, hart anliegender steiler Felsen wegen, nicht bewerkstelligen, ohne ihn ganz nahe zu berühren. Wir kamen an einigen Häusern vorbei und hatten noch keinen Menschen gesehen, bis wir vor einem Wirthshause waren, bei welchem ein aus dem Dorfe kommender Weg die Richtung nach dem Meere zu nehmen schien. Diesen wollten wir einschlagen, vorher aber in dem Wirthshause, in welchem wir nichts zu befürchten zu haben glaubten, Brodt und Wein kaufen.

Gesagt, gethan! — Wir traten hinein und erblickten darin — zwei Neapolitanische Fuß-Gens-

darmen, welche frühstückten —: das Wild war den Jägern in die Hände gelaufen.

Schon unsere Bestürzung mußte diese Herren auf uns aufmerksam machen und ihr Argwohn durch Musterung unseres Anzuges erhöht werden. Sie traten auch gleich auf uns zu, und fragten: wo wir hin wollten und wer wir wären? Mein Kamerad antwortete sogleich: „Deserteurs aus Neapel!" und glaubte, seine Sache recht klug gemacht zu haben. Ich kann nicht begreifen, wie er auf diesen Einfall kam; denn in jeder Hinsicht wäre es besser gewesen, wenn wir, verabredetermaaßen, uns für Ueberläufer von einem Englischen Fahrzeuge, das an irgend einer Stelle der Küste frisches Wasser eingenommen habe, ausgegeben hätten. Da aber nun einmal keine klügere Antwort gegeben worden, so mußte ich seine Aussage bestätigen, und wir gaben die königliche Garde, bei welcher viel Franzosen und Deutsche standen, als das Corps an, von welchem wir entwichen wären.

Die Gensdarmen wunderten sich sehr, daß wir die große Strecke von Neapel bis hierher ungehindert zurückgelegt hätten, und erklärten uns darauf für ihre Gefangenen. Wir mußten uns in unser Schicksal fügen, und froh sein, nicht zum zweiten Fremden-Regiment zurückgeführt zu werden. Die Gensdarmen, welche wahrscheinlich für jeden Eingefangenen eine Belohnung empfingen, waren recht vergnügt und bezahlten uns ein Frühstück. Sie waren aus Teramo, wohin sie wieder gehen wollten. Den Namen des Dorfes, in welchem wir arretirt wurden, habe ich vergessen.

Während ein Gensdarme vor uns, der andere hinter uns ging, wurden wir ungefesselt nach Teramo transportirt: daß wir in einer Gegend, wo entweder Abgründe oder steile Anhöhen uns auf einem schmalen Pfade zur Seite waren, entfliehen gekonnt hätten, gehörte zwischen zwei mit geladenen Gewehren versehenen Wächtern zu den Dingen der Unmöglichkeit. In einem mit etwas Stroh versehenen Gefängnisse mußten wir drei Tage zubringen; denn die Gensdarmen, welche nach dieser Zeit in noch anderen Geschäften fort mußten, mochten sich unsertwegen nicht extra bemühen.

In drei Tagen erreichten wir Aquila, die Hauptstadt Abruzzo's. Die Gefängnisse in den kleinen Orten, worin wir übernachteten, waren gewöhnlich klein und schlecht; mit unserer Beköstigung konnten wir hingegen zufrieden sein: wir erhielten täglich anderthalb Pfund Brodt und etwas Wein, und wo wir keine warme Speise bekamen, händigte man uns vier oder fünf Gran (fünf Gran sind etwa vier Sous) ein; auch waren manche Gensdarmen — wir hatten natürlich jeden Tag andere Begleitung — gutherzig genug, uns auf halbem Wege, wo wir in einem Wirthshause anhielten und gewöhnlich den vom folgenden Nachtquartier uns entgegen gekommenen Gensdarmen übergeben wurden, etwas Frühstück verabfolgen zu lassen.

In Aquila, das mittelmäßig groß, ziemlich gut gebaut und auf einer fruchtbaren Anhöhe gelegen ist, blieben wir — ich weiß nicht warum — in einem ziemlich geräumigen und hellen Gefängnisse, in wel-

chem drei Einwohner der Stadt saßen, zehn Tage. Wir verkauften in demselben, theils um in Neapel kein Zeichen unseres verlassenen Regiments mitzubringen, theils um Geld zu bekommen, unsere grünen Tuchhosen an einen der Mitgefangenen, das Paar für vier Carlini's (ein Carlini hat zwanzig Gran), und hatten also nur noch leinene Pantalons und Bauernjacken auf dem Leibe.

Die vornehmsten Städte, welche wir nun noch bis nach dem auf der Landstraße von Rom nach Neapel gelegenen Capua durchzogen, waren Sulmona, Castel di Sangr, Venafro und Teano. Die Gegend ist fast überall gebirgigt, aber größtentheils fruchtbar und sehr schön; doch war es in dem hochgelegenen Landstriche Abruzzo's in der Mitte Novembers des Morgens so kalt, wie es in dieser Zeit in meinem Vaterlande zuweilen nicht ist; wir fanden den zweiten Tag nach unserer Abreise von Aquila, nachdem es am Abend vorher geregnet hatte, so hart zugefrorne Pfuhle auf der Straße, daß wir darauf gehen konnten, und Mühe hatten, in unserm leichten Anzuge durch schnelles Fortschreiten uns zu erwärmen. Freilich war dies in einem Jahre (1812), wo ungewöhnlich strenge Kälte im größten Theile Europa's herrschte.

Wenn man von Teano nach Capua geht, wird die Gegend außerordentlich fruchtbar; sie ist der, welche ich in Ober-Italien durchreiste, in vieler Hinsicht ähnlich, doch, der vielen Orangen- und Oliven-Bäume wegen, noch viel reizender.

Capua ist eine regelmäßig gebaute, heiter sich dar-

stellende Stadt. Das Gefängniß, in welchem wir daselbst übernachteten, war mit Neapolitanischen Deserteurs, die immer nur von den Regimentern in ihre Heimath liefen und leicht gefunden wurden, überfüllt.

Der Weg von hier nach Neapel führt über das freundliche Städtchen Aversо durch eine Gegend, die an Orangen-, Lorbeer-, Granat- und Oliven-Bäumen überreich ist, und die Menge Landhäuser, welche man auf der ungefähr zwei Deutsche Meilen langen Straße von Aversо nach Neapel erblickt, läßt beide Städte wie eine erscheinen. Das rege und laute Leben und Treiben des Volkes in der Hauptstadt übertraf Alles, was ich von Lebhaftigkeit erwartet und in irgend einer Stadt gesehen und gehört hatte, und doch war es noch obenein ein regnigter Tag, als wir in Neapel einzogen. Wir wurden in ein militairisches Gefängniß gebracht, in welchem wir Unglücksgefährten genug fanden.

Nach zwei Tagen beehrte uns ein Adjutant der königlichen Garde mit seinem Besuch, und wollte wissen, bei welcher Abtheilung dieses Corps wir gestanden. Darauf vorbereitet, fing ich mit ihm Französisch zu sprechen an, gestand, noch nie unter den erwähnten Truppen gedient zu haben, und erzählte das Mährchen unserer Desertion von den Engländern. Als der Officier darauf sich wunderte, daß wir uns früher als von der Garde Entwichene ausgegeben,

gez. Berteaux

gest. Nicollet

Neapel von (Chiaya aus)

entschuldigte ich uns damit, daß wir, als der Italienischen Sprache Unkundige, uns mit den ersten Gensdarmen nicht verständigen gekonnt, und daß sie uns durchaus für Neapolitanische Deserteurs genommen hätten. Der Herr Adjutant schüttelten den Kopf und empfahlen sich.

Nun blieben wir wohl vierzehn Tage noch in unserm Gefängniß und in gänzlicher Unwissenheit über unser nächstes Loos: da wurden wir endlich vom Schließer gerufen, von einem Soldaten nach dem Castello de Carmine geführt und den dortigen Kriegsgefangenen zugesellt.

Diese Gefangenen, hundert und einige Köpfe zählend, bestanden größtentheils aus Sicilianern und waren sämmtlich an der Küste Calabriens in die Hände der Neapolitaner gerathen; nur ein Ungar, ein Malteser, fünf Engländer und wir zwei Deutschen waren unter ihnen. Wir bewohnten zusammen einen langen Saal und hatten je zwei einen auf einem Gestell liegenden Strohsack und eine wollene Decke zum Nachtlager. Zum Unterhalt erhielt Jeder täglich anderthalb Pfund Brodt, etwas warme Speise ohne Fleisch und zwei Gran, wofür man eine halbe Karaf (ungefähr ein Viertelquart) guten süßen Wein kaufen konnte; auch wurden wir nach einigen Wochen neu equipirt: wir bekamen Jacke und Pantalons von grauem Tuche, zwei Hemden, Schuhe und eine Mütze auf den Mann. Die freie Luft konnten wir auf dem großen Platze des Castells hinlänglich genießen, und von einigen platten Dächern, die wir ersteigen durften, hatten wir die Aussicht auf die

immer lebhafte Stadt, auf den schiffreichen Hafen und das wogende Meer und auf den mächtigen Vesuv und dessen schöne Umgebungen. Letzteres war meine Lieblingsbeschäftigung; jedoch auch das Schönste, wenn es immer dasselbe bleibt, wird Einem zuletzt gleichgültig: ich durfte ja die schöne Gegend nicht näher untersuchen.

Der Ungar verstand, mit einer Nähnadel auf einem runden Stäbchen Ketten von Pferdshaaren zu verfertigen, welche recht nett aussahen, und von den Inwohnern gern gekauft wurden, um die Taschenuhr daran über die Weste zu hängen. Er unterrichtete den Marienburger und mich in seiner Kunst und wir verdienten manchen Carlin damit und konnten uns unser Leben etwas behaglicher machen; doch war es eine Arbeit, zu der viel Geduld gehört und zu der nur ein Gefangener Lust haben kann.

Da an einen baldigen Frieden mit England dazumal noch nicht gedacht wurde, so konnte es auch lange dauern, ehe die Gefangenen ihre Freiheit wieder erhielten, und wir Beiden wußten selbst dann, wenn dieser Fall eintrat, nicht, was aus uns werden würde; dem Ungar, welcher bei dem zweiten Fremden-Regiment ebenfalls gestanden und schon seit drei Vierteljahren sich aus dem Staube gemacht hatte, ging es nicht besser. In dieser Lage kam der Frühling des Jahres 1813 heran. Der Ungar hatte schon manchmal von einem Entfliehen mit uns gesprochen, und wir beredeten uns, einen Versuch zu wagen.

Jeden Morgen ging ein Sergeant von uns mit

drei oder vier Mann nach einem nahen Marktplatze der Stadt, um das zur Menage Nöthige einzukaufen; nur ein Soldat von der Wache des Caſtells begleitete ſie. Da nun auf dem Markt ein großer Zuſammenfluß von Menſchen und viel Gedränge war, ſo hielt es der Ungar für leicht, dort unter der Menge ſich zu verlieren und zu entkommen. Wir wollten es alſo dahin zu bringen ſuchen, daß wir Drei zuſammen eines Morgens zum Einkauf mitgingen, und dann die Gelegenheit wahrnehmen, zu entfliehen. Wirklich war es eines Tages ſo weit, daß wir Drei und ein Sicilianer mitgehen ſollten; kurz vorher aber kam noch ein Sicilianer, und bat den Sergeanten ſo dringend, ihn heut mitzunehmen, indem er ſich etwas kaufen wolle, daß Einer von uns zurückbleiben mußte und ich dieſer Eine war. Neugierig, ob meine Kameraden ohne mich ihren Plan ausführen würden, erwartete ich geſpannt die Rückkehr der Ausgegangenen. Nach einer Stunde kam der Sergeant mit den beiden Sicilianern wieder, und erzählte, was geſchehen war. Der Marienburger hatte ſich zuerſt verloren; der Ungar aber, als er ihm nach wollte, ward entdeckt, vom Soldaten verfolgt, und, da er die Straßen nicht kannte, in einer Sackgaſſe wieder eingefangen: er befand ſich ſchon im Gefängniſſe. Der Andere war glücklich entkommen. Der Ungar mußte vierzehn Tage bei Waſſer und Brodt zubringen. Mir war es eigentlich lieb, daß dieſer nicht hatte entweichen können: ich wäre ſonſt ganz ohne einen Kameraden geweſen, der Deutſch verſtand. Mit den Sicilianern war nicht gut umzugehen und die Eng-

länder verläugneten selbst in der Gefangenschaft einen unleidlichen Nationalstolz nicht.

Einige Zeit nachher (im Mai 1813) brachte ein kleines Ereigniß das Castell de Carmine und die ganze Stadt auf einige Stunden in Aufruhr, und erregte bei den Sicilianern große Hoffnungen und in mir die Lachlust.

Eine Englische Fregatte machte Jagd auf ein Griechisches Fahrzeug, welches auf Neapel zu segelte, und, weil es aus Marseille ausgelaufen war, im Verdacht stand, aus Frankreich Depeschen nach ersterer Stadt zu bringen. Der Hellene erreichte aber glücklich den Hafen Neapels, und der Engländer, um doch etwas zu thun, faßte in ziemlicher Entfernung vom Hafen Posto und begann eine Kanonade von etwa zwanzig Schuß, von denen im Ganzen zwei Kugeln den Hafenstrand erreichten. Aber ganz Neapel kam in Allarm, alles Militair mußte unter die Waffen, die Artilleristen liefen zum Geschütz und donnerten aus Vierundzwanzigpfündern auf die Fregatte los, sogar klein Gewehrfeuer eröffneten einige Compagnien auf dieselbe, und Angst und Verwirrung herrschten überall: — kurz, ich sahe mein früher über die Neapolitaner gefälltes Urtheil bestätigt. Sie trieben ihre Vorsicht bei dieser Affaire so weit, daß sie uns Gefangenen in unser Quartier einschlossen: wir hätten uns ja mit den Engländern vereinigen und eine Stadt mit viertehalbhundert tausend Inwohnern erobern können! — Den Sicilianern hüpfte das Herz vor Freude, als wir eingesperrt wurden: sie guckten durch die Gitterfenster, durch das

Schlüsselloch, durch die Thürritzen und erwarteten jeden Augenblick die Engländer als ihre Erlöser. Sie zeigten, daß sie mit den Neapolitanern von einem Calibre waren: bei der kleinsten Hoffnung jauchzen sie vor Freude auf, bei dem kleinsten Mißgeschick sterben sie fast vor Angst. Ich möchte wohl wissen, wie König Joachim (Murat) im Jahre 1815 auf den Einfall kam, mit den Neapolitanern Italien erobern zu wollen.

Als der Engländer sich unbeschädigt entfernt und der Schrecken der Neapolitaner sich gelegt hatte, mußten wir noch eine Stunde warten, ehe man daran dachte, uns aus unserer Haft zu befreien. —

Ohne besondere Ereignisse war es November geworden, als ich von einer Hautkrankheit befallen wurde, an welcher ein bedeutender Theil der Sicilianer litt und wegen welcher man nicht in das Hospital kam; nur dann, wenn Einer im Krankenhause sich befand und man erwähntes Uebel an ihm entdeckte, ward es ihm darin gehoben. Es war mir zu peinlich, mich mit der Krankheit lange umher zu schleppen, und ich sann auf ein Mittel, sie bald los zu werden, fand es auch bald. Ich blieb einen ganzen Tag im Bette liegen, aß nichts und meldete mich als Fieberpatient. Am andern Morgen begleitete mich ein Soldat in's Hospital. Ich gestand dem Arzte sogleich mein wahres Uebel und wurde in die Station der Kranken meines Schlages gebracht. Da ich, als ein innerlich Gesunder, auf Diät nicht angewiesen war, sondern ganze Portion bekam, der zu Grenoble fast ganz ähnlich, so hatte ich im Hospi-

tal bessere Kost, als im Castell, und beeilte mich nicht, es zu verlassen, und der Arzt war menschenfreundlich genug, mir noch einige Wochen nach meiner völligen Genesung das Dableiben zu gestatten.

Das große Hospital war früher ein Kloster — ich glaube der Carmeliter — gewesen und hatte einen schönen mit Citronenbäumen besetzten Hof, auf welchem jeder Hospitalit zubringen durfte, wenn er Kraft genug fühlte, dahin zu gelangen, und da Alles höher als das Castell de Carmine lag, so konnte ich jetzt den Vesuv und seine Umgebungen noch besser sehen.

Eines Nachts — es mochte gegen zwei Uhr sein — erschreckte uns Alle ein Knall, von der Stärke, als wenn auf dem Hofe ein Mörser abgefeuert würde. Alles, was laufen konnte, stürzte aus den Betten nach den Fenstern. Der Saal, in welchem wir lagen, hatte die Gestalt eines L; ich befand mich in dem unteren Theile desselben, welcher Fenster gegen Süden hatte; die des andern Theils gingen nach Osten, wo der Vesuv sich befindet. Als ich dahin kam, sah ich die Fenster von außen her glühend erleuchtet und den ganzen Saal erhellt. Der Vesuv war mir im ersten Augenblicke nicht in den Sinn gekommen; ich glaubte, es sei Feuer im Hause oder in der Nähe. Aber welch ein prachtvolles, nicht zu beschreibendes Schauspiel stellte sich meinen Augen dar, als ich zum Fenster hinaus sah! — Eine gewaltige Flammensäule stieg aus dem Vulkane schnurgerade gen Himmel — ein ununterbrochenes Donnergerolle war die Musik dazu — das Meer gab

die Flammensäule noch einmal — die ganze Stadt war erleuchtet! —

Hoch schlug mein Herz vor Entzücken, daß ich der Zeuge einer so erstaunenswürdigen Natur-Erscheinung sein konnte; wenn ich hundert Dukaten plötzlich geschenkt bekommen hätte, würde ich im ersten Augenblicke nicht so erfreut gewesen sein.

Bei immerwährendem Donnergetöse spie der Vesuv seinen Feuerstrom bis gegen Mittag himmelan; dann krachte es abermals gewaltig, doch etwas schwächer, als in voriger Nacht, und der flammenschwangere Berg hatte für diesmal sich Luft genug gemacht; nur ein gewaltiger Rauch war noch zu sehen und in der folgenden Nacht bemerkte ich kein Feuer mehr. Am andern Tage stand die kleine weiße Wolke wieder über ihm, welche man immerwährend sieht.

Nach sechs Wochen verließ ich das Hospital: es war in der ersten Hälfte des Decembers. Als ich im Castell de Carmine wieder angelangt war, fand ich keinen Gefangenen mehr: sie waren ausgewechselt worden und sogar der Ungar mit nach Sicilien hinüber gekommen, wo er wahrscheinlich in Englische Dienste ging. Der Saal, welchen sie bewohnt hatten, war voller Neapolitanischer Conscribirten, welche versucht hatten, dem Militairdienste zu entgehen, und nun zu dem achten Linien-Regimente transportirt werden sollten, welches in Capua stand. Ich kam zu ihnen, und ohne mich zu fragen, ob ich wolle oder nicht, ward ich nach einigen Tagen mit ihnen nach Capua geschickt und eingekleidet. Aber nur bis zu Anfang des Januars 1814 blieb ich in dieser freund-

lichen Stadt: es wurde noch ein neuntes Regiment errichtet und aus dem achten der Stamm dazu gezogen, welches Loos auch mich traf, und einige hundert Mann stark marschirten wir über Sessa und Mola nach dem Felsenneste Gaeta, das, den kleinen Hafen abgerechnet, nur ein Thor und eine Straße, aber ein hochgelegenes Castell und außerdem noch eine große Kaserne hat. Der Felsen, auf welchem letztere liegen, ist auf der Meeresseite so steil, als wäre er abgeschnitten, und tobend brechen die schäumenden Wellen an ihm. Merkwürdig ist eine von oben bis unten gehende Spalte in demselben, durch welche man zu einer in ihm ausgehauenen kleinen Kirche gelangt, die sich recht niedlich ausnimmt. Ehe man sie betritt, sieht man zur Linken im Gestein den Eindruck einer Menschenhand; es wird erzählt, daß ein Muselmann, welcher an dem Felsen Schiffbruch litt, in seiner Angst das Gelübde gethan habe, ein Christ zu werden, wenn der Christengott ihn retten würde; darauf habe sich der Felsen gespalten, er sei hineingegangen, und als er seine Hand an denselben gedrückt, sei der Eindruck entstanden, um der Nachwelt jeden Zweifel an das Wunder zu benehmen; auch die Kirche soll er aus eigenen Mitteln haben bauen lassen.

Was unsere Besoldung in Gaeta anbelangt, so war sie eben so, wie bei den Französischen Regimentern: außer Brodt, Fleisch, Suppe und Gemüse erhielten wir täglich zwei Gran, und theuer war

gem. Volaire

gest. Guttenberg

Vesuv-Ausbruch

es nicht in dieser Festung; aber wir waren, was die Freiheit betrifft, in den engen Mauern, die wir nicht verlassen durften, nicht viel besser daran, als früher die Gefangenen im Castel de Carmine. Das Regiment wurde immerwährend durch eingefangene Deserteurs und widerspenstige Conscribirte verstärkt, und, weil Beide dazumal im Königreich Neapel sehr häufig waren, bald vollzählig.

Unser Oberst war ein geborner Süd-Amerikaner und ein strenger Mann. Von Montag bis Freitag mußten wir täglich zweimal exerciren, Sonnabends war Wasch- und Politur-Tag und Sonntags Parade. Wer als Deserteur zum Regimente gekommen war, wurde, wenn ein abermaliger Versuch ihm mißglückte, vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode des Erschießens verurtheilt. Mehr als Zwölfe habe ich dergestalt hinrichten sehen.

Im ganzen Regimente befanden sich außer mir noch zwei Deutsche: ein Oesterreicher, welcher Dragoner gewesen und gefangen genommen worden war und jetzt unter der Grenadier-Compagnie stand, und ein Würtemberger. Mit Ersterem hielt ich Kameradschaft, der Andere hatte schon so viel vom Neapolitanischen Charakter angenommen, daß er mehr zu dieser Nation paßte, als zu uns.

Aus der Festung zu entweichen, war fast unmöglich; nur wer die Wache in den äußersten Werken hatte, konnte es, ward aber, wenn er wieder eingefangen wurde, ohne Gnade erschossen. Die beste Gelegenheit zum Entfliehen war, wenn, was oft geschah, Detaschements unseres Regiments nach an-

dern Orten geschickt wurden, um dort einige Zeit lang die Besatzung zu bilden. Der Oesterreicher machte einst, als ein Commando von uns in Neapel Geschäfte hatte, einen solchen Versuch, der aber unglücklich ablief: er ward als Arrestant nach Gaeta zurückgebracht, vor ein Kriegsgericht gestellt, aber, obgleich er seinen Säbel verkauft, freigesprochen; der Grund dieses Richterspruchs war, daß er der Justiz erklärte, er sei kein Neapolitaner und zum Dienste unter ihnen gezwungen worden. Den verkauften Säbel mußte er jedoch nach und nach von seinem Solde bezahlen.

Im Juli gehörte ich zu einer Abtheilung, die nach Itri marschirte, welches drei Stunden von Gaeta auf einem Felsen in einer herrlichen Gegend liegt. Da zu dieser Zeit die Franzosen Italien schon geräumt hatten und der Kirchenstaat wieder hergestellt war, so machte ich einen Versuch, über die ungefähr sieben Stunden entfernte Grenze in's Romanische zu gelangen; aber er mißglückte, und daß er mißglückte, war meine eigene Schuld.

Ich ging nämlich um die Mittagszeit in der Umgegend von Itri spazieren, als mir der Einfall kam, nicht wieder nach dem Städtchen zurückzukehren; doch wagte ich es nicht, mich bei hellem Tage zu weit von Itri zu entfernen, aus Furcht, von Gensdarmen entdeckt zu werden; auch waren mehrere Landleute auf dem Felde beschäftigt und sahen mich neugierig an, als ich ungefähr eine Stunde von der Stadt mich befand; deshalb ging ich in ein Myrthengebüsch und legte mich nieder, den Anbruch der

Nacht zu erwarten. Nun mußte es sich gerade fügen, daß der Tambour das Detaschement zusammentrommelte, weil einige Mann wohin gesendet werden sollten, und daß ich beim Appell vermißt wurde. Wir hatten ein gemeinschaftliches Quartier und sollten uns nicht über einen Büchsenschuß vom Ort entfernen; deshalb kam es einigen Soldaten verdächtig vor, daß ich die Trommel nicht gehört hatte, und sie argwöhnten, daß ich, der einzige Ausländer beim Detaschement, auf der Flucht nach dem Römischen Gebiet begriffen wäre; sie erboten sich auch sogleich, als Verächter aller Fremden, dem Moscowiter*) nachzusetzen. Der commandirende Lieutenant war ein guter Mensch, der mich immer beschützt hatte; aber er konnte nicht anders, als ihnen die geforderte Erlaubniß geben.

Vier Mann machten sich nun mit geladenen Gewehren auf den Weg, und fanden sich richtig in der Gegend ein, die mich verbarg und dem Romanischen zu liegt. Sie hatten die Landleute nach mir gefragt, und diese ihnen den Pfad bezeichnet, auf welchem ich fortgewandert war; endlich wies ihnen gar Einer noch das Gebüsch, in welches er mich hatte gehen sehen. Meine Verfolger fanden mich und führten mich als Gefangenen nach Itri zurück. — Dem Lieutenant sah ich es an, daß ihm mein Miß-

*) Der gemeine Mann in Neapel nannte alle Deutschen, Polen, Ungarn, Schweden, Dänen und Russen — Moscowiter. Die Nationen Europa's wurden von ihnen in Franzosen, Engländer, Moscowiter, Türken, Spanier, Italiener, Neapolitaner und Sizilianer eingetheilt: sie hielten sich also nicht für Italiener, wohl aber für die aufgeklärteste Nation der Welt.

geschick leid that; er durfte aber nicht unterlassen, mich in's Gefängniß zu schicken.

Hier hatte ich Zeit genug, über meine Unklugheit nachzudenken: wenn ich am Abend fortgegangen wäre, hätte ich wohl meinen Zweck erreichen können. Nach dreien Tagen gingen sechs Mann und ein Korporal nach Gaeta, um Sold für uns zu holen, den wir seit zehn Tagen nicht erhalten hatten, und mich als Arrestant mitzunehmen. Glücklicher Weise war keiner von meinen Feinden, die mich eingefangen hatten, unter ihnen, und ich durfte wenigstens ungefesselt marschiren, wobei ich noch obenein mein Gewehr trug. Entfliehen konnte ich indeß nicht, denn ihre Gewehre waren geladen.

Dicht vor Gaeta kam der Groß-Major unseres Regiments in einem Cabriolet zum Thor heraus gefahren, erblickte uns und hielt an. Er fragte den Korporal, woher und warum er käme, und dieser antwortete, daß er Geld holen wolle und einen Deserteur mitbringe. Nun wendete sich der Major an mich und fragte: „Perchè voleste disertare?“*) — „Egli è un forestiere!“**) fiel der Korporal ein, um wahrscheinlich meine Antwort zu verhüten; doch verlangte Jener eine von mir. — Signor Maggiore, erwiederte ich, sono quattro giorni che non ho ricevuto la paga!***) — Der Major, ohne mich zornig anzusehen, gab nun Befehl, mich in das ge-

*) Warum wolltet Ihr desertieren?
**) Er ist ein Ausländer!
***) Herr Major, ich habe zehn Tage keinen Sold bekommen!

wöhnliche Gefängniß für leichte Vergehen zu bringen, und fuhr weiter.

Der Groß-Major war ein sanfter Mann und der Oberst in Dienst-Angelegenheit jetzt in der Hauptstadt. Ich wurde, nachdem ich vier Tage eingesperrt gewesen, wieder zur Compagnie geschickt, und der Oberst hat schwerlich von meinem Entweichungs-Versuche etwas erfahren.

Von dieser Zeit an wurde mir der Neapolitanische Dienst und Gaeta täglich mehr zuwider; ich war mißgestimmter, als ich es je gewesen, und hatte zu nichts mehr Lust; auch nahm ich die Neckereien der Neapolitaner übler auf, als früher: meine Existenz war mir sehr gleichgültig geworden. Wieder einmal mit einem Detaschement ausziehen zu dürfen, daran dachte ich gar nicht: ich glaubte zu ewigem Gefängniß in dem Felsenneste verdammt zu sein, und nahm mir vor, gar keine Kränkungen meiner Kameraden mehr zu ertragen. Der Lieutenant meiner Compagnie, welcher vierzehn Tage nach mir aus Itri zurückkam, war der Einzige, welcher mich bemitleidete, meinem Capitain aber schien es zu verdrüßen, daß ich für meine Desertion nicht strenger bestraft worden war.

Um ein möglichst getreues Gemälde der damaligen Neapolitanischen Soldaten zu geben, erwähne ich hier ihr Betragen, wenn sie auf der Wache waren. Dort eben aufgezogen, befahl der Officier oder Sergeant auf das Strengste, daß Keiner ohne Erlaubniß die Wache verlassen solle; dann bekam Jeder seine Nummer und die Posten wurden ausgestellt.

Kaum hatten nun die Uebrigen ihre Waffen abgelegt, als sich Einer nach dem Andern verkrümelte. Wenn zum Ablösen herausgerufen wurde, mußten die Soldaten aus Wirthshäusern und anderen Orten zusammengetrieben werden. Die Schildwachen stellten ihre Gewehre an, saßen oft in den Schilderhäusern, schliefen wohl gar mitunter, obgleich Alles bei Strafe verboten war. Aber worin bestand diese Strafe? In einigen Stunden mehr Schildwachestehen, in einer Strafwache, höchstens in einem Tage Gefängniß, und dies Alles noch dazu sehr selten, weil sonst immer das halbe Regiment eingesperrt gewesen sein würde.

Auch folgende beiden Vorfälle mögen noch einige Pinselstriche zu dem oben erwähnten Gemälde geben.

Als wir eines Tages vom Exerciren — welches auf einem freien Platze außerhalb der Festung geschah — zurückkehrten und in Zügen die Straße Gaeta's entlang marschirten, ward ich, im dritten Gliede des einen Zuges gehend, von einem Soldaten im ersten Gliede des folgenden Zuges immerwährend handgreiflich geneckt. Ich verbat es mir einige Male, aber fruchtlos. Nun fing es in mir zu kochen an, ich entdeckte den Thäter und hieb mit der Gewehrkolbe auf ihn ein. Andere Soldaten wehrten mich ab. Der Lieutenant, nämlich der mir gewogene, sprang mit entblößtem Säbel herzu, brachte uns aus einander, und verehrte, als ich ihm die Sache erklärt hatte, dem Urheber des Streites mehrere derbe Jagdhiebe.

Ein andermal war ich — was die Reihe herum

ging — Koch für die Compagnie. Das Wasser mußten wir, da die Cisterne in der Kaserne seit einiger Zeit nicht im Stande war, eine ziemliche Strecke weit holen und bergauf tragen. Die Neapolitaner waren, wenn sie auch Durst hatten, oft viel zu faul, um nach Wasser sich zu bemühen: es sollte ihnen in den Mund gesprudelt kommen. Als ich nun zwei schwere Kessel voll bis zur Kaserne geschleppt hatte, begehrten Einige davon zu trinken: ich gestattete es; aber bald wollten Andere dasselbe thun, und ich verweigerte es mit der Bemerkung, daß mir, wenn ich Jeden trinken ließe, das Wasser zum Kochen fehlen würde; doch man antwortete: das Recht, was die Vorigen zum Trinken gehabt, hätten sie auch. Ich gab nach, ließ Alles austrinken, nahm mir aber vor, von dem Wasser, was ich auf's Neue holen mußte, Niemanden trinken zu lassen. Kaum war ich jedoch wieder angelangt, als man abermals zu trinken forderte; ich ließ mich aber nicht dazu bewegen, und erduldete, innerlich ergrimmt und dem Scheine nach gelassen, die Beschimpfungen der Neapolitaner, bis ein Grenadier mit der Faust meinen Rücken beeinträchtigte: da konnte ich mich nicht länger beherrschen: ich ließ den Kessel in der Linken fallen, schwang den andern mit der Rechten, und schlug ihn dem Grenadier mit solcher Gewalt auf den Rücken, daß er niederstürzte und im — Wasser schwamm. Er raffte sich schnell wieder auf und drang mit geöffnetem Messer auf mich ein; doch mein Aerger gab mir Kraft: ich parirte ihn mit dem Kessel aus und warf ihn noch

einmal zu Boden. Darauf rannte ich, ohne von den bestürzten Umstehenden gehindert zu werden, zu meinem Lieutenant, erzählte ihm die ganze Begebenheit, und erklärte, daß ich nicht kochen würde. Der Officier billigte mein Begehren, ernannte einen andern Koch, und brachte es dahin, daß der Angreifer drei Tage im Gefängnisse verweilen mußte.

Aus vorstehenden Thatsachen, dergleichen öfter vorfielen, wird der geehrte Leser ersehen, wie unerträglich einem einzelnen Deutschen das Leben unter den Neapolitanern sein mußte.

Das Jahr 1814 war verflossen. Zu Anfang des folgenden hieß es, daß nächstens eine Abtheilung nach Fondi gehen solle, um diejenigen unseres Regiments, welche seit längerer Zeit dort in Garnison gestanden, abzulösen. Von unserer Compagnie sollten zehn Mann mit, und, wenn es dem Rechten nach ging, gehörte auch ich dazu. Der Lieutenant ließ sich von dem Sergeant-Major die Liste der dazu Ernannten geben, und als er meinen Namen nicht darauf fand, fragte er nach der Ursache. Der Sergeant-Major entschuldigte sich damit, daß er in dem Glauben, ich möchte die Gelegenheit zum Entfliehen benutzen, mich zurückgelassen habe; der Lieutenant hingegen meinte, es dürfe keine Ausnahme gemacht werden, und äußerte sich sogar: „Wenn der arme Teufel fortkommen kann, ist es ihm nicht zu verargen; er ist ja schon lange und sehr weit von seinem

Vaterlande entfernt!" — Ich wurde also zum Mitgehen bestimmt und war seelenvergnügt darüber. Am 16ten Januar 1815 marschirten wir ab.

Fondi liegt höchstens drei Stunden von der Römischen Grenze, und wenn mir von dieser Stadt keine Flucht glückte, so gelang mir wahrscheinlich nie eine.

Einer meiner Gefährten, Namens Zecchino, zwar ein Neapolitaner, aber ein hübscher, nicht ganz ungebildeter junger Mann, und nicht so sittenlos, wie die Mehrzahl seiner Landsleute, war mit Napoleon in Deutschland gewesen und zeichnete sich durch gefälliges Benehmen gegen mich vor allen Uebrigen aus. Wir wurden auf dem Marsche gute Freunde, und beredeten uns, da wir in Fondi bei den Inwohnern Paarweise einquartiert werden sollten, zusammen zu bleiben. Er vertraute mir, daß er in Florenz die Bekanntschaft eines Mädchens gemacht habe, das ihm von ganzem Herzen ergeben und das er eben so innig liebe; auch hätten die nicht unbemittelten Eltern seiner Bianca sich einer ehelichen Verbindung der Liebenden nicht hinderlich gezeigt, sobald er nicht mehr Soldat wäre; seine Eltern wären auch ziemlich wohlhabend, und wenn er jetzt nach Florenz käme, würde er seine Braut wohl heirathen dürfen; die Herrschaft Murats über Neapel müsse doch auch bald ein Ende nehmen, und dann stände seine Heimath (Salerno) ihm wieder offen. Wir verständigten uns bald, und beschlossen, bei nächster Gelegenheit eine Flucht zu versuchen.

Auf dem Marktplatze hatten wir eine Wache. Am

19ten Januar bezogen mit Anderen ich und Zecchino dieselbe. Es war unser fester Vorsatz, von hier aus zu entweichen; denn wir hielten es für rathsam und unserer Sicherheit gemäß, bewaffnet fortzugehen, und wollten uns lieber bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen, als gefangen nehmen lassen. Um neun Uhr Abends bekam ich den Posten vor dem Gewehre; eine halbe Stunde darauf schlief Alles in der Wachtstube, Zecchino ausgenommen. Die Thür stand offen — in der Stadt war Alles ruhig und ein feiner Regen fiel nieder — Zecchino trat mit Gewehr, Tasche und Torniſter zu mir — das Thor war nahe, unverschlossen und ohne Wächter — völlig equipirt schlichen wir uns fort und waren bald außer der Stadt.

Einen Büchsenschuß weit schritten wir auf der großen, nach Rom führenden Straße vorwärts, dann schlugen wir uns rechts über einen Graben, ladeten unsere Gewehre, und wanderten über Ackerland und durch Reben, die wir oft, um durchzukommen, aus ihrer Verschlingung reißen mußten, dem nahen Gebirge zu. Es regnete stärker, und dies war uns lieb, weil wir uns nun weniger vor einem Begegnen von Landleuten zu fürchten hatten.

Wir wußten, daß mehrere Vorposten unseres Regiments — (gewöhnlich aus einem Korporal oder Sergeanten und vier Mann bestehend, welche eine von Zweigen und Laubwerk geflochtene Hütte zum Obdach hatten, des Nachts ein Wachtfeuer vor derselben unterhielten und eine Schildwache ausstellten) — in der Richtung gegen den Kirchenstaat sich be-

fanden, und mußten uns also in Acht nehmen, auf keine derselben zu stoßen.

Eine halbe Stunde lang hatten wir uns auf dem schlüpfrigen, fetten Erdboden durch die Weinstöcke gearbeitet, als wir nahe vor uns ein großes Haus sahen, und um dasselbe nicht allzu nahe zu umgehen, mußten wir über einige Gräben und Hecken uns schwingen. Hinter diesem Gebäude erstiegen wir einen Hügel, und als wir ihn erreicht, sahen wir etwas links vor uns in der Tiefe, in einer Entfernung von vier bis fünf hundert Schritten, ein Feuer, das wir für eins der Unsrigen hielten. Ein rauschendes, wohl funfzehn Fuß breites Gewässer floß, als wir wieder abwärts gegangen waren, links in schräger Richtung von der Romanischen Grenze herkommend, zu unserer Rechten. Wir konnten nicht anders, als ein Weilchen an seinem Ufer links fortgehen, weil wir rechts wieder zurück gegangen wären, und kamen dadurch dem Wachtfeuer etwas näher. Der Halbmond blickte zuweilen durch zerrissene Wolken, und zeigte uns, daß der kleine Strom aus nahem Gebirge rechts herkam, wir also den eingeschlagenen Weg verfolgen mußten, und dabei, von etwas Gebüsch gedeckt, dem Feuer bis auf hundert Schritte nahe kommen würden. Daß uns eine Schildwache schon bemerkt hatte, war nicht zu glauben, denn die Neapolitaner machen gewöhnlich so früh als möglich Lärmen; auch saß wohl, weil es noch immer etwas regnete, der wachhabende Soldat in der Hütte. Wir schritten also gebückt, das Gewehr in Balance und ganz leise und vorsichtig, dicht am

rauschenden Gewässer, und hofften, daß das Getöse desselben jedes Geräusch unserer Bewegungen überstimmen würde.

Doch alle unsere Vorsicht konnte nicht vermeiden, daß ich über einen Stein stolperte, und mit dem Gewehr, an welchem ich mich vor dem Falle bewahrte, ein starkes Geklirr machte. Die Schildwache rief uns an — wir antworteten nicht; sie rief zum zweiten, zum dritten Male — wir gaben keinen Laut von uns. Da schoß der Soldat seine Flinte auf uns ab, doch ohne zu treffen — seine Kameraden stürzten aus der Hütte. Die Angst gab uns Muth — es galt Leben und Freiheit oder Tod! — Wir sprangen in die Fluthen — hielten unsere Gewehre hoch empor — kamen bis über den Nabel in's Wasser — erreichten glücklich das jenseitige Ufer — waren in wenigen Sekunden hinter Gebüsch — kehrten uns um und erwiederten die uns verfolgenden Schüsse durch das Abfeuern unserer Gewehre, und eilten dann weiter. Unsere Gegner bezeigten keine Lust, das Durchwaten des Bergstromes uns nachzumachen.

Durch dichtes Buschwerk arbeiteten wir uns nun bergan. Ein starker Regenschauer durchnäßte das Wenige, was am Obertheile unseres Körpers noch trocken war. Nach einer Stunde ungefähr hatten wir einen Berggipfel erreicht — es fiel oben ein noch stärkerer Regen, mit Schlossen gemischt. Das Wetter war so, daß es etwa eine Viertelstunde lang regnete, dann eben so lange wieder nicht. Die Wolken zogen wie gepeitscht von Norden nach Süden —

ein kalter Sturmwind brach sich heulend an Gesträuch und Gestein.

Wir mußten wieder bergab, und zwar so steil und durch so dichtes Gebüsch, daß wir zuweilen auf Händen und Füßen durchkriechen, zuweilen, mit den Händen an Zweigen oder Stämmen hängend, uns hinunterlassen mußten, wobei wir uns Hände und Gesicht zerschrammten, und die größte Mühe hatten, unsere Gewehre, von denen wir uns durchaus nicht trennen wollten, klirrend mitzuschleppen. Endlich waren wir auf ebenem, aber waldigem Boden. Als wir mehrere hundert Schritte zurückgelegt hatten, sahen wir links einen sich bewegenden Lichtschimmer. Wir standen still, um zu sehen, was dies bedeute. Das Licht näherte sich. Wir sahen, daß es zwei Männer in Bauernkleidung waren, die auf einem schmalen Fußpfade nahe an uns vorüber wollten. Da wir bewaffnet waren, brauchten wir uns vor ihnen nicht zu fürchten, und gingen auf sie zu, um uns von der Gegend unterrichten zu lassen. Als sie uns bemerkten, erschracken sie, zogen Pistols aus ihrem Gürtel und machten sich zur Vertheidigung bereit. Wir merkten gleich, mit was für freien Rittern wir zu thun hatten, und riefen ihnen zu, keine Furcht zu haben, denn wir seien Deserteurs. Sie faßten wieder Muth, erwarteten uns und bezeigten die größte Freude über die Wahrheit unserer Aussage. Sie beehrten uns mit dem Namen Kameraden, und sagten, daß die Römische Grenze zwei Stunden von hier wäre, daß wir bis dahin von keinem Militair etwas zu befürchten hätten, und bezeichneten

uns den Weg. Sie wollten uns noch Patronen abkaufen; aber diese wollten und konnten wir nicht weggeben, denn wir besaßen Jeder nur fünf bis sechs Stück. Eine gute Reise uns wünschend, entfernten sich die Banditen.

Bald kamen wir aus dem Walde auf einen Weideplatz: wir waren in einem kleinen Thale. Ein Bach durchschlängelte es. Ein neues Abentheuer stieß uns bald hier auf. Das Gebell eines Hundes ließ sich hören — viel andere Kameraden von ihm folgten näher und ferner seinem Beispiele — gellendes Pfeifen ertönte dazwischen — es war ein gar sonderbares Concert! — Feuerbrände stiegen wie Raketen nicht weit von uns in die Luft — mehr entfernt eben so. Ganz in der Nähe rief eine Stimme uns an. Im ersten Schrecken glaubte ich mich auf allen Seiten von Verfolgern eingeschlossen; aber mein Gefährte, des Landes und seiner Gebräuche kundig, beruhigte mich bald mit der Erklärung, daß wir bei Schäfern wären, welche, weil es hier zu keiner Jahreszeit an Weide fehlt, Hütten hier hätten und zur Bewachung der ihnen anvertrauten Heerden des Nachts darin zubrächten.

Wir antworteten nun dem abermaligen Anrufer: Deserteurs! Er lud uns darauf ein, näher zu kommen, beruhigte durch Händeklatschen seine entfernteren Genossen, besänftigte seinen Hund, und wir traten in seine Hütte. Er legte sogleich mehr Holz an's Feuer, damit wir unsere triefenden Kleider trocknen könnten.

Wie ich nun erfuhr, benachrichtigte ein Schäfer,

wenn er Gefahr vor Wölfen oder Räubern witterte, die Andern durch Gepfeife und hochgeschleuderte brennende Holzstücke davon, und sie liefen dann zusammen, um sich einander beizustehen, zu welchem Behuf Jeder mit einer Flinte versehen war.

Unser Schäfer, ein junger Mensch, bezeigte sich sehr theilnehmend. Er sagte uns, daß wir nun gar nichts mehr zu befürchten hätten und von hier aus ohne Hinderniß bei hellem Tage über den einen Berg gehen könnten, welcher das Neapolitanische vom Kirchenstaate trennt, und bat uns, bis zur Morgendämmerung bei ihm zu bleiben, er wolle dann eine Strecke mit uns gehen und uns den Weg ganz genau bezeichnen.

Wir befolgten seinen Rath, zogen uns bis auf das Hemde aus und trockneten unsere Kleidungsstücke. Er theilte uns auch von seinem Brodt und Speck etwas mit. Als der Morgen zu grauen anfing, gingen wir mit ihm ab, und schenkten ihm vorher eine unserer Patrontaschen, weil Zecchino mir sagte, daß die Gebirgsbewohner den Deckel derselben gern zu Sohlen für ihre Schuhe von ungegerbter Rindshaut benutzen.

Eine Viertelstunde lang begleitete uns der junge Mann; darauf standen wir am Fuße eines ziemlich hohen Berges. Er sagte uns, daß dieser die Grenze bilde und der jenseitige Abhang schon zum Kirchenstaate gehöre. Auf der Hälfte des Weges zu seinem Gipfel lag ein kleines Dorf: in selbigem, meinte der Schäfer, befänden sich aber weder Gensdarmen, noch anderes Militair, und wir könnten allenfalls ohne

Gefahr durchgehen; doch hätten wir es auch nicht nötig, denn man könne auf jeder Seite am Dorfe vorbei. Wir konnten sehen, daß letztere Aussage unseres Führers richtig war, nahmen herzlichen Abschied von ihm und stiegen bergan.

Nahe am Dorfe kamen wir bei einer Quelle vorüber, und fanden bei derselben mehrere Mädchen, welche in steinernen Krügen Wasser holten. Wir grüßten sie freundlich, scherzten mit ihnen, und ließen uns noch einmal unsern Weg bezeichnen; ihre Aussage stimmte mit der des Schäfers vollkommen überein.

Als wir den Gipfel bald erreicht hatten, fanden wir Schnee. Wir kamen oben an, sahen die Romanischen Gefilde vor uns, und ein unbeschreiblich wohlthätiges, die Brust erleichterndes Freiheitsgefühl regte sich in meiner Brust: der Kirchenstaat erschien mir in diesem Augenblick als das liberalste Reich der ganzen Welt. Mit dem stolzen Gedanken: nun kann das ganze Neapolitanische Reich mir nichts mehr anhaben! — warf ich noch einen Rückblick auf dasselbe, und ging dann mit meinem Gefährten bergab.

Auf der Römischen Seite lag der Schnee eine halbe Stunde weit hinunter so tief, daß wir oft bis an das Knie hineinkamen. Er hörte aber bald gänzlich auf. Nach einer Stunde langten wir auf einem Fußpfade an, den wir links einschlugen; nach einer abermaligen Stunde erblickten wir ein hoch gelegenes Dorf und gingen darauf zu.

Einen Büchsenschuß von demselben, auf einem steinigten Wege, begegnete uns ein Bauer, der mit

einem Maulthier aus dem Orte kam. Wir sprachen mit ihm, und erfuhren, daß das Dorf Sonina heiße und zum Kirchenstaate gehöre; er meinte aber, daß wir nicht wohl thun würden, bewaffnet hinein zu gehen, indem man uns die Gewehre wegnehmen und nicht dafür entschädigen möchte. Wir merkten wohl, daß er Lust hatte, dieselben an sich zu bringen; auch wurden wir bald Handels einig: er bewilligte uns für jedes einen Scudo[27]), und machte sich anheischig, uns so lange in seinem Hause zu beherbergen und zu beköstigen, als wir bei ihm zu bleiben Lust hätten.

Der Bauer getraute sich selbst nicht, die Gewehre Anderen im Dorfe sehen zu lassen, nahm sie daher mit unserer Hülfe auseinander, verbarg die Schäfte und Läufe unter einen Steinhaufen, von wo er sie in der Nacht holen wollte, und Bajonette, Schlösser, Ringe u. s. w. steckten wir in unsere Tornister, worauf er umkehrte und uns in seine Wohnung geleitete.

Wir wurden von unserem Wirthe recht gut in Essen und Trinken unterhalten, und verbrachten wirklich, theils weil er uns nicht ziehen lassen wollte, theils weil es uns bei ihm behagte und wir in Sicherheit waren, zwei Tage in seinem Hause. Als wir endlich abreisten, zahlte er uns die zwei Scudi für unsere Gewehre aus und bezeichnete uns den Weg nach Piperna, durch welche Stadt die große Straße von Neapel nach Rom geht, und woselbst wir das an der Grenze liegende Terracina wenigstens vier Deutsche Meilen hinter uns hatten.

Von Piperna marſchirten wir über Ciſterna, Velletri und Albano nach Rom, auf welchem Wege ich einen Theil der verrufenen Pontiniſchen Sümpfe zu ſehen bekam. Wo wir gerade gegen Abend hinkamen, hielten wir um freies Nachtquartier an, und empfingen dann auch ſtets etwas Speiſe und Trank. In Piperna übernachteten wir bei einem Inwohner, nahe bei Ciſterna in dem Heuvorrath eines Gaſtwirthes, in Velletri in einer Kaſerne, wozu wir von der Behörde Jeder fünf Bajocco's erhielten, und über Albano hinaus abermals in einem nur zwei Meilen noch von Rom entfernten Wirthshauſe. Am 26ſten Januar langten wir ſchon um zehn Uhr Morgens in Rom an.

Die Schildwache am Thore verlangte unſere Päſſe zu ſehen, und als wir dergleichen nicht vorzeigen konnten, ließ uns der Sergeant durch einen Mann zur Polizei begleiten. Dieſe ſchickte uns in die Kaſerne eines aus allerhand Nationen beſtehenden Bataillons päpſtlicher Truppen. Hier erhielten wir Brodt und Sold wie die Soldaten. Die Officiere beſtrebten ſich, uns zu engagiren; wir hatten aber keine Luſt dazu. Nachdem wir bis zum 5ten Februar in Rom zugebracht, erhielten wir Jeder einen Paß, und, auf den Tagesmarſch täglich zehn Bajocco's gerechnet, vierzig Bajocco's zum Fortkommen durch das Römiſche Gebiet.

Wir übernachteten nach der erſten Tagesreiſe in einem Wirthshauſe zu Monteroſi, nach der zweiten

in einer Schäferei bei Viterbo, nach der dritten in einer Herberge zu Aquapendente, passirten am 8ten Februar die Toskanische Grenze und machten bei einem Bewohner von Radicofani Nachtquartier.

Im Toskanischen erhielten wir keine Unterstützung von den Behörden, und mußten, als wir kein Geld mehr hatten, von der Mildthätigkeit der Einwohner leben, kamen auch solchergestalt recht gut durch, wenn gleich das Dargereichte gewöhnlich nur aus Kastanien- oder Mais-Brodt bestand. Meine Schuhe waren so schlecht geworden, daß ich nicht mehr darin gehen konnte und sie bei unserem Abmarsche von Radicofani wegwerfen und bloßfüßig fortwandern mußte.

In Montalcino hatten wir ein sehr warmes Nachtquartier, nämlich einen Backofen, aus welchem die Eigenthümerinn eben die glühende Asche gekehrt hatte. Am 10ten Februar übernachteten wir in einem einzeln gelegenen Bauernhause; am 11ten gingen wir durch Siena und blieben weiter hinaus wieder bei einem Bauer; am 12ten, nachdem wir Poggibonti passirt hatten, abermals, und den 13ten langten wir in Florenz an.

Mein Kamerad war also glücklich am Ziele seiner Wanderung. Er nahm mich mit zu den Eltern seiner Geliebten. Groß waren hier Ueberraschung und Freude: die jungen Liebenden hielten sich fest umschlungen; ich konnte eine Thräne der Rührung nicht zurückdrängen, als ich an meine Heimath dachte. Bianca war ein sehr hübsches achtzehnjähriges Mädchen mit schwarzen Haaren und lebhaften braunen

Augen, ihr Vater ein Tischler und Eigenthümer des von ihm bewohnten Hauses. Ich mußte diesen und die beiden folgenden Tage bei den guten Leuten zubringen, und lebte nach Herzenslust. Den 16ten Februar frühmorgens verließ ich dieses Haus und erhielt ein Reisegeld von zehn Lire's und ein Paar Schuhe zum Geschenk. Recht innigen Abschied nahm ich von Zecchino: uns war wirklich wehmüthig zu Muthe.

Ich machte desselben Tages zum ersten Male von dem Rathe Gebrauch, den mir Parolini, der Vater Bianca's, gegeben: in den Klöstern, an welchen ich vorüber käme, um eine Unterstützung anzusprechen, und erhielt in dem ersten, nicht weit von Florenz liegenden, ein tüchtiges Stück Weißbrodt und zwei Soldi; in einem zweiten, bei welchem ich um die Mittagszeit anlangte, bekam ich einen Teller voll Suppe und eine Art Eierkuchen. Am nämlichen Tage erreichte ich einen in den Appenninen stehenden einzelnen Bauernhof und übernachtete darin.

Meine Schuhe waren neu und etwas eng — der Geber hatte sie nach Gutdünken für mich gekauft —: ich fühlte nach vollendetem Tagesmarsch Schmerzen an meinen Füßen und konnte die Schuhe am folgenden Morgen nicht anziehen, mußte deshalb wieder baarfuß meinen Weg fortsetzen. Bald stieß ich auf einen Frachtfuhrmann, welcher meine Füße musterte und mir sagte, daß ich in dem Schnee, der oben auf dem Berge läge, in meinem Zustande nicht gut fortkommen würde. Er nahm ein Paar großer, mit Hunderten von Nägeln beschlagener

Schuhe von seinem Wagen und schenkte sie mir. Dankbar nahm ich sie an, zog sie auf die Füße und ging fort; aber nach einer Stunde mußte ich sie wieder ausziehen: sie waren gar zu groß und schwer und rieben meine Knöchel wund. Mit zwei Paar guter Schuhe im Torniſter und keinen auf den Füßen kam ich bald in den Schnee. Er war ziemlich tief, aber im Auflösen begriffen. Die erſten Schritte in ihm verurſachten mir keine angenehme Empfindung; ich wanderte indeß tapfer vorwärts und wurde endlich ſogar warm an den Füßen. In zwei Stunden war ich durch.

Der Weg ging, nachdem ich das Dorf Loiana paſſirt hatte, raſch bergab, und als die Nacht ſich näherte, quartierte ich mich wieder in ein einzeln ſtehendes Haus ein. Am andern Morgen ſahe ich bei einigen Häuſern ein Piquet Ungariſcher, grau uniformirter Huſaren, die erſten Oeſterreichiſchen Soldaten, welche mir zu Geſicht gekommen. Die Haltung und Pferde der Huſaren bewieſen mir, daß der Ruf von der Vortrefflichkeit dieſer Truppengattung nicht zu viel Rühmliches geſagt hatte.

Ich langte in Bologna an und wurde zum Oeſterreichiſchen Commandanten gewieſen. Dieſer benahm ſich ſehr wohlwollend gegen mich, verſicherte mir, daß ich, ſo lange ich im Gebiete ſeines Kaiſers marſchire, keine Noth leiden ſolle, und machte mir, zum Beweiſe ſeines Verſprechens, beim Kriegs-Commiſſair ſogleich daſſelbe aus, was ein Oeſterreichiſcher Soldat erhielt, wenn er einzeln marſchirte, nämlich Commisbrodt, und in jeder Stadt, wo ich über-

nachten wollte, eine Anweisung auf freies Quartier mit freier Kost. Er schenkte mir obenein drei Lire, und der Feldwebel, welcher bei ihm auf Ordonnanz war, legte noch einen aus seiner Tasche zu. Ich blieb diesen und den folgenden Tag in Bologna.

Die Infanterie, welche hier garnisonirte und aus Ungarn bestand, wie fast alle Fuß-Soldaten, welche dazumal in Italien waren, stach sehr gegen die Husaren ab; ihr ganzes Wesen kam mir träge vor, und als ich gar sahe, daß beim Exerciren ein Korporal einen Mann, welcher falsche Schritte machte, aus dem Gliede treten ließ und ihm stillschweigend drei mächtige Stockschläge auf den Rücken applicirte, hatte ich allen möglichen Respekt für den kaiserlichen Dienst. Obgleich ich vor dem Feldzuge 1806 in Berlin oft genug körperlich hatte züchtigen sehen, so dachte ich dazumal: es muß so sein; jetzt aber, nachdem ich über sieben Jahre dergleichen nicht beigewohnt, flößte es mir ordentlichen Schauder ein. Ich nahm mir auch fest vor, auf keinen Fall in Oesterreichische Dienste zu treten, wenn ich, wie ich befürchtete, dazu aufgefordert werden sollte; es ist mir indeß nicht der leiseste Antrag dieser Art gemacht worden. Wenn auch oft von rauhem Aeußeren, habe ich doch den größten Theil der Oesterreichischen Kriegsvölker, vom Regiments-Chef bis zum gemeinen Mann, sehr gutherzig gefunden, und mich dadurch überzeugt, daß die strenge Behandlung des Untergebenen nur die Macht alter Gewohnheit ist.

Obgleich die gewöhnlichen Speisen der Italiener in Quantität und Qualität keinen Vergleich mit den-

jenigen aushalten können, welche ich später in Krain, im Salzburgischen und Baierschen erhielt, so konnte ich mit meiner Kost in Bologna, zu welcher immer einige Gläser Wein gereicht wurden, doch zufrieden sein.

Den 20sten Februar verließ ich Bologna und machte in Malalbergo Quartier, den 21sten in Ferrara, den 22sten passirte ich den Po und blieb ohne Quartier-Billet bei einem Bauer, den 23sten in Rovigo; den 24sten ging ich nach Monselice, das sich, auf einem freien Hügel gelegen, herrlich ausnimmt, den 25sten nach dem berühmten Padua, wo der mit vielleicht hundert Bildsäulen gezierte Spaziergang vor dem Thore mir außerordentlich gefiel; am 26sten begab ich mich nach Mirano, am 27sten nach Mestra, am 28sten nach Treviso, und den ersten März machte ich in einem kleinen Dorfe Nachtquartier. Ueber Cornegliano und Pardenone erreichte ich am 5ten März Udine, am 6ten Gemona, einen am Fuße der Karnischen Alpen liegenden Flecken, und den 7ten Ponteba, das letzte Dorf in Italien: es wird durch den kleinen Fluß Fella von dem dicht daran liegenden Dorfe Pontafel getrennt, welches Deutsche Inwohner hat.

So betrat ich nun endlich, nach einer Abwesenheit von fast achtehalb Jahren, wieder Deutschen Grund und Boden.

Wie in Bologna, hatte ich fast von allen Oesterreichischen Commandanten und selbst von ihren Subalternen kleine Geldgeschenke erhalten, und solchergestalt, mit hinzugefügtem Brodt und freier Be-

köstigung im Quartiere, gar keine Noth gelitten, vielmehr noch etwas Geld gespart. Als ich von Mirano, immer an einem von Schiffahrt belebten Kanale, wo jede halbe Stunde wenigstens ein Wirthshaus ist und der Wein billig war, nach Treviso ging, kehrte ich sehr oft ein und genoß des edlen Rebensaftes reichlich. Es ist das letzte Mal — dachte ich — du mußt ihn genießen, so lange du kannst; wer weiß, ob du jemals wieder in ein Weinland kommst! —

In dem Hause, in welchem ich in Gemona einquartiert war, blieb meine Wirthinn die halbe Nacht auf, und nähte mir von altem Leder und Tuch ein Paar warmer Schuhe zusammen, welche sie mir am Morgen mit der Bemerkung gab: sie würden doch wohl so lange aushalten, bis ich auf Deutschem Gebiet sei; sie könne nicht ohne Mitgefühl daran denken, daß ich mit bloßen Füßen durch das mit Eis bedeckte Gebirge gehen solle; wenn sie nicht arm wäre, hätte sie wohl noch besser für mich gesorgt. Die Menschenliebe dieser Frau rührte mich außerordentlich. Wirklich hielten diese Schuhe drei Tagesmärsche aus und thaten mir gute Dienste. Der Weg nach Kärnthen ging zwar mehr zwischen den Bergen oder Felsen, als über sie; doch war auf vielen Stellen, die von den Sonnenstrahlen nicht berührt wurden, Alles hart gefroren und viel Schnee zu finden. In Ponteba verkaufte ich die mir zu nichts dienenden beiden Paare Schuhe, welche ich im Tornister mitgeführt hatte.

Ich war also wieder in Deutschland. Immer zwischen Bergen, die mehr Wiesen als Ackerland begrenzten, gelangte ich am 9ten März über Tarvis nach Villach, der Hauptstadt von Ober-Kärnthen.

Als ich in dieser Stadt im Polizei-Büreau meinen Paß unterschreiben und mir ein Quartier-Billet geben ließ, erregten zwei reisende Handwerksburschen, welche mit mir zugleich dort waren, mein Mitleid. Der Beamte, der das Paßgeschäft besorgte, war nicht gleich gegenwärtig, und als er erschien, traten die beiden Handwerksburschen zuerst vor. Mit barscher Stimme sie grobe Esel nennend, wies er sie zurück, und sagte, daß sie mich zuerst vorlassen sollten; darauf sprach er sanft mit mir, bedauerte mein Schicksal, gab mir das Quartier-Billet und schenkte mir zwei Dreikreuzerstücke. Vermuthlich war er früher Officier gewesen und hatte eine Vorliebe für das Militair. Ich wartete draußen vor dem Hause, bis die zwei Reisenden herauskamen, und gab ihnen die zwei Groschen.

Eine alte bekannte Kost, und doch jetzt etwas Neues, war mir die Mahlzeit, welche ich in meinem Quartiere bekam; sie bestand aus Klößen (dort Kneteln genannt) und das Getränk aus Bier. Außer einmal in Douay und ein Paar Mal in Metz, hatte ich in sieben Jahren keins getrunken.

Von hier aus ging ich nach Spital und den andern Tag nach Gmünd.

Als ich in letzteres Städtchen eintrat, kamen zwei Herren auf mich zu. Der Eine fragte mich, wer ich wäre und wo ich herkäme. Nachdem ich ihm dar-

über Auskunft gegeben, sagte er zu dem Andern, dieser solle nur vorausgehen, er werde bald nachkommen, und ging darauf mit mir nach seiner Wohnung. Er ließ mich in einem Vorgemache warten und sprach mit seiner Frau im Nebenzimmer. Ein Dienstmädchen kam und tischte mir kalten Braten und ein Glas Wein auf. Als ich gegessen hatte, kamen der Herr und seine Frau zu mir, und gaben mir ein Paar leichter Schuhe, ein Paar wollener Strümpfe, schwarze Tuchpantalons, zwei feine Hemden und eine bunte Weste, welche Sachen zwar alle schon getragen, aber noch ganz und gut waren; dazu bekam ich fünf Zwanzigkreuzer, und einen Zettel, welchen ich auf dem Stadthause abgeben sollte und dafür ein sehr gutes Quartier-Billet erhalten würde. Ich dankte und entfernte mich sehr erfreut. Als ich im Büreau mein Billet holte, erfuhr ich von dem Schreiber, daß mein Wohlthäter die erste Magistratsperson des Städtchens sei. Wirklich war auch der Hutmacher, zu dem ich in's Logis kam, ein sehr guter Mann, der mich vortrefflich bewirthete und wie einen Sohn behandelte.

Ich hatte nun am folgenden Tage die schneebedeckten Salzburger Alpen zu übersteigen und mußte mehr als drei Stunden lang immerwährend bergauf gehen; eben so viel Zeit brauchte ich zum Hinuntergehen, und langte darauf in Sanct Michael, dem ersten Dorf im Salzburgschen, an, welches Land dazumal noch Baierisch[28]) war. Man gab mir hier auch Quartier und Beköstigung darin unentgeltlich, aber kein Commisbrodt, und meinte, daß ich zusehen

müsse, wie ich bis zur Stadt Salzburg durchkäme, wo man mir wohl mehr bewilligen werde.

Am andern Tage, den 13ten März, übernachtete ich ohne Quartier-Billet bei einem Bauern in einem am Fuße des Radstadter Tauern liegenden kleinen Dorfe.

Ueber diesen hohen Berg mußte ich am folgenden Tage. Das Hinaufsteigen war nicht zu beschwerlich. Als ich oben angelangt war, ging ich in ein Wirthshaus, das gleich vornan stand, und ohne daß ich etwas forderte und ohne daß man Bezahlung dafür annahm, gab man mir eine tüchtige Portion eben gekochter Klöße. Nachdem ich gegessen und mich eine halbe Stunde am Ofen gewärmt hatte, ging ich weiter; aber der Weg auf der Höhe dieses Berges, der fast eine Stunde lang bis zu einem zweiten Wirthshause führt, von wo aus man wieder bergab geht, war einer der beschwerlichsten meines Lebens. Ein starker Sturmwind wehte mir schneidend in's Gesicht und peitschte den vom Himmel herabfallenden Schnee, welcher schon einige Fuß tief lag: ich konnte kaum Athem holen und nicht zehn Schritte vor mir hin sehen. Die zu beiden Seiten eingesteckten, die Straße bezeichnenden Stangen waren wohl hundert Fuß weit eine von der andern entfernt, und ich lief jeden Augenblick Gefahr, vom Wege abzukommen und in den Schnee der Abhänge zu versinken. Ich dankte Gott, als ich das andere Wirthshaus erreicht hatte. Man gab mir in demselben eine ähnliche Portion Klöße: wahrscheinlich eine zwischen beiden Gastwirthen verabredete Mildthätigkeit gegen arme Reisende zur Winterszeit, die nur selten hier

passiren; überhaupt habe ich die Bewohner des Salzburgschen sehr gastfreundlich gefunden.

Als ich in einem Thale den Berg hinter mir hatte, kehrte ich wieder in eine Art Wirthshaus ein, und bekam auch darin etwas warme Speise. Erst mit anbrechender Nacht erreichte ich über eine Brücke der Enns Radstadt und bekam ein gutes Quartier.

Am 14ten März übernachtete ich in dem Marktflecken Werfen, und am andern Morgen trat ich den Weg nach Golling an, welcher auf dem rechten Ufer der wild hinströmenden Salzach fortläuft. Man hat diesen Fluß links und zur Rechten Berge; auf der andern Seite desselben erheben sich nackte Felsen; die Landstraße liegt fast immer dreißig bis funfzig Fuß über dem Spiegel des Gewässers.

Ungefähr eine halbe Stunde mochte ich über Werfen hinaus sein, als ich einen Gensdarmen mit einem Bauer nicht sehr weit und nicht sehr schnell vor mir gehen sah. Ich verstärkte meine Schritte, um sie einzuholen und Gesellschaft zu haben, und erreichte sie bald.

Der Gensdarme war, wie er mir sagte, Sergeant und Chef der in Werfen stehenden vier Mann, und der Bauer ein umherstreifender Bettler, welcher nach Hallein geschafft werden sollte. Der Sergeant war freundlich und gesprächig; ich erzählte ihm in der Kürze meine Geschichte und er mir von den jüngsten Kriegsbegebenheiten in Deutschland und Frankreich; das Merkwürdigste aber, was ich von ihm zuerst erfuhr, war Napoleons Flucht von Elba und seine Landung in Frankreich.

Der Arrestant, ein vierzigjähriger, wohlbeleibter Mensch, benahm sich sehr träge beim Gehen, und der Gensdarme war genöthigt, ihn zuweilen anzutreiben, worauf er dann eine kleine Strecke rascher vorwärts schritt, bald aber wieder in den alten Schlendrian fiel. Man konnte es recht gut bemerken, daß er sich verstellte. Die Salzach floß jetzt unsichtbar zur Linken, das heißt: unterirdisch zwischen Felsen; doch kamen wir bald so weit, daß wir sie, breiter als vorher, in kleiner Entfernung vor uns sahen.

Jetzt setzt sich unser Bauer auf einen Stein, und erklärt: „Und wenn Sie mich todtschlagen, ich kann nicht weiter gehen!" — „Kerl!" sagt der Gensdarme und erhebt seinen Stock, „ich schlage Dich, bis Du Dich nicht mehr rühren kannst, wenn Du die Stunde bis Golling nicht gehst!" — Der Bettler mußte denn doch keine Lust haben, sich todtschlagen zu lassen. Die Drohung bringt ihn wieder auf die Beine. Er geht vorwärts, und zwar vor uns. Der Sergeant sagt zu mir: „Sehn Sie einmal, wie er jetzt marschiren kann!" und unser Vordermann geht so rasch, daß er einen Vorsprung von funfzig Schritten gewinnt. „Nicht zu schnell!" ruft der Gensdarme ihm nach, und Jener fängt zu rennen an. „Der Kerl will ausreißen!" sagt der Andere und eilt hinterher. Als der Bauer dies bemerkt, rennt er noch rascher einige Schritte gerade aus, und rutscht dann links den Abhang hinunter, der nach dem Flusse führt.

Der Gensdarme folgt ihm, ich eile hinter ihm mit. Wir stehen unten auf einem drei Schritte

breiten ebenen Rande an der Salzach, und sehen den Bauer im Flusse, wie er gerade untersinkt. Ein Zipfel seines Rocks ragt ungefähr vier Schritte vom Ufer aus dem Wasser. Der Sergeant, im Diensteifer, legt schnell seinen Tzakot auf die Erde, schreitet in den Fluß, will den Rockzipfel erfassen, sinkt unter und verschwindet. —

Alles dies war das Werk einiger Sekunden. Betäubt, wie noch bei keiner anderen Gelegenheit, stand ich da. Als ich mich wieder etwas gefaßt hatte, sah ich, daß der Fluß eben aus dem Felsen getreten war und hier einen Strudel bildete. Der Rockzipfel des Bauers war noch zu sehen. Daß ich von dem unglücklichen Gensdarmen, der so vielen Kugeln und Schwertern entgangen war und hier auf so elende Weise sein Grab finden mußte, keine Spur entdecken konnte, lag natürlich darin, daß er einen schweren Säbel um hatte und dem Strudel etwas näher gekommen war als der Andere.

Auf dem Abhange, welchen wir herabgekommen waren, sah ich jetzt mehrere lange, Bohnenstützen ähnliche Stangen liegen. Ich ergriff eine, und wollte versuchen, den Rock des Bauers damit zu erhaschen. Bei diesem Geschäft erblickte ich einen oben auf der Landstraße vorüberziehenden Frachtwagen, und rief dem Fuhrmanne zu, herabzukommen. Mit seiner Hülfe wurde der Bauer an's Ufer geschafft. Er mochte höchstens fünf Minuten im Wasser gelegen haben und gab bald einige Lebenszeichen von sich. Als ich dem Fuhrmann in der Kürze den Verlauf der Sache erzählt, ging er, ohne auf mein Bitten,

den Kranken fortschaffen zu helfen, zu hören, seines Weges. Bald darauf sah ich einen Landmann vorbeigehen. Dieser kam, auf meine Einladung, zu mir, und versprach, so lange bei dem Geretteten zu bleiben, bis ich aus Golling Hülfe brächte. Hierauf nahm ich den mit Papieren gefüllten Tzakot des Gensdarmen, lockte ein kleines Hündchen, das dem Verschwundenen gehörte und winselnd am Wasser auf und ab rannte, und ging auf Golling zu; aber den Hund, welcher immer jammerte, bald stehen blieb, bald umkehren wollte, mußte ich endlich auch tragen. In dem sonderbarsten Aufzuge — einen Französischen Kaputrock auf dem Leibe, einen Tzakot in der rechten Hand und einen Hund unter dem linken Arme — betrat ich nach einer halben Stunde Golling, fragte nach der Wohnung der Gensdarmen, langte an und erzählte die unglückliche Begebenheit.

Die Gensdarmerie in diesem Flecken bestand aus einem Korporal und zwei Mann, welche in einem Hause wohnten; Ersterer war verheirathet. Bald konnte ich hier bemerken, wie das größte Unglück des Einen immer bei einem Andern mehr oder weniger freudige Hoffnung erweckt. Der Korporal und noch mehr seine Frau gaben gar nicht fein und gar nicht undeutlich zu verstehen, daß Ersterer nun wohl die bessere Stelle des Verunglückten erhalten werde, und nahmen sich den Vorfall gar nicht zu Herzen. Mehr ward er von den beiden Anderen bedauert. Der Korporal ließ Branntwein holen und ich mußte mit ihm frühstücken.

Ein Gensdarme hatte unterdeß einen Wagen und

einen Kahn besorgt. Der Korporal und ich fuhren zu Lande, die beiden Andern zu Wasser ab. Eine tüchtige Flasche Branntwein wurde von Ersterem nicht vergessen. An der Unglücksstätte angelangt, fanden wir den aus dem Wasser Gezogenen noch bewußtlos und schwer athmend auf dem Rücken liegen; der Wächter aber hatte nicht Wort gehalten und war davon gegangen. Der Patient ward auf den Wagen geladen und der Fuhrmann mußte ihn sogleich nach Hallein fahren. Wir waren nachher Zeugen der Bemühungen der Kahnführer, den Leichnam aufzufinden; sie blieben aber fruchtlos. Er ward erst, wie ich später in Hallein erfuhr, nach vier Tagen eine Stunde vor Hallein entdeckt.

Ich blieb diesen Tag über und die folgende Nacht bei den Gensdarmen in Golling, und ging am andern Morgen mit dem Korporal nach Hallein, dem Sitz eines Landgerichts. Mir wurde sogleich ein Gemach im Stadthause angewiesen, das zwar kein eigentliches Gefängniß war, in welchem ich aber doch unter Aufsicht stand und das ich nicht verlassen durfte. Ich hatte ein Bett darin und bekam sehr gute Kost, auch — was mir das Liebste war, weil ich über sieben Jahre nichts Deutsch Gedrucktes in der Hand gehabt — so viele Bücher zu lesen, als ich wollte. Vierzehn Tage mußte ich hier zubringen, ehe die Richter Alles in's Klare gebracht hatten.

Es ist wohl zu vermuthen, daß man darnach forschen mußte, ob ich dem Gensdarmen vielleicht Leides gethan hätte; indeß waren wohl manche Beweise meiner Unschuld vorhanden: erstens, daß ich den

Vorfall sogleich angezeigt, und zweitens, daß ich den Tzakot und die darin befindlichen Papiere, und zwar trocken, mitgebracht hatte; denn wäre der Gensdarme in den Fluß gestoßen worden, würde seine Kopfbedeckung auch mit hineingefallen sein. Was aber meine Schuldlosigkeit außer allem Zweifel setzte, war das Geständniß des Bettlers, als er gänzlich wieder hergestellt war. Unter andern Fragen, welche mir der Richter vorlegte, war auch die: warum ich dem Gensdarmen nicht Hülfe geleistet, als er untergesunken? Indeß befriedigte meine Antwort, daß ich nicht hitzig genug gewesen sei, um meinen unvermeidlichen Tod bei solchem Hülfsversuch nicht vor Augen zu sehen, ihn vollkommen. Der Bettler wurde zu einjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt, und ich durfte am ersten April meine Weiterreise antreten.

Ich kam nun den ersten Tag nach Salzburg, wo mir indeß auch weiter nichts bewilligt wurde, als freies Quartier, in welchem ich übrigens keine Noth litt; auch habe ich nachher im Baierschen um weiter nichts mehr angehalten. Am andern Tage verließ ich diese Stadt und hatte nun jedes große Gebirge hinter mir; ich betrat das gesegnete Baiernland. Ueber Traunstein, Altenmarkt und Wasserburg gelangte ich nach München. Von dieser schönen Residenz aus passirte ich folgende Städte des Königreichs Baiern: Pfaffenhofen, Ingolstadt, Eichstädt, Pappenheim, Weißenburg, Schwabach, Nürn-

berg, Gräfenberg, Baireuth und Münchberg, und machte in Hof das letzte Nachtquartier in diesem Lande.

Da mir nichts Besonderes auf genanntem Wege zustieß, so sage ich nur, daß ich in allen Nachtquartieren gut beköstigt wurde, und daß häufig, wenn ich unterwegs in ein Gasthaus einkehrte, der Wirth nichts für meine kleine Zeche nahm, ja, daß einige Male die anwesenden Gäste, wenn sie, durch meine Kleidung gereizt, einen Theil meiner Schicksale vernommen, eine kleine Collekte machten und sie mir einhändigten. Es war dazumal überall die Rede von den Fortschritten Napoleons in Frankreich und von dem Marsche der Alliirten gegen ihn, besonders von dem der Oesterreicher durch Baiern. In den politischen Gesprächen darüber fiel mir der Nationalhaß des gemeinen Mannes in Baiern gegen die Oesterreicher besonders auf; er hielt mehr auf die Franzosen, sprach jedoch auch von meinen Landsleuten mit Achtung; im Bayreuthschen aber hörte ich von fast allen Inwohnern, mit denen ich sprach, das größte Lob der Preußischen Regierung: ich war, sobald sie meinen Geburtsort erfahren hatten, ihr Landsmann.

In Hof bemerkte ich an meiner Bewirthung schon die Nähe Sachsens: ich bekam daselbst zum ersten Male seit meiner Wiederbetretung Deutschlands Kartoffeln vorgesetzt, die übrigens sehr gut zubereitet, und für mich, nach langer Entbehrung, eine delikate Speise waren.

Ich kam nun in das Sächsische und erhielt von

den Ortsbehörden ebenfalls freies Quartier; die Kost darin bestand nun immer aus Kartoffeln und Branntwein, wohingegen ich in Baiern immer gutes Bier erhalten hatte; doch mußte ich mit meiner jetzigen Kost zufrieden sein, und war es auch; nur kam es meinen Wirthen stets ungewöhnlich vor, wenn ich, ein Soldat, so wenig Branntwein trank.

Sachsen war dazumal von Preußischen Truppen besetzt, auf welche die Inwohner, wahrscheinlich noch vom siebenjährigen Kriege her, nicht sehr gut zu sprechen waren, und, um freundliche Wirthe zu haben, durfte ich in den Quartieren gar nicht sagen, daß ich ein Berliner sei. In Zwickau traf ich die ersten Preußen, und war sehr erfreut, meine zu ihrem Vortheile gänzlich umgewandelten Landsleute nach langen Jahren wiederzusehen. Als ich von dieser Stadt weiter nach Chemnitz ging, kehrte ich in eine Dorfschenke ein, und sahe, als ich wieder heraus kam, ein sieben Mann starkes Preußisches Detachement vor mir gehen. Ich eilte, um es einzuholen und Gesellschaft zu haben. Als ich die Soldaten erreicht hatte, bemerkte ich, daß sie etwas zu viel getrunken hatten, und als sie mich gewahrten, fingen sie eine Affaire mit mir an, die ich, meinen Landsleuten zur Liebe, nicht näher beschreiben will, wobei ich aber einen Säbelhieb in den Nacken bekam. Ich mußte dieser Geschichte wegen einige Tage in Chemnitz verweilen: der brave Preußische Commandant dieser Stadt war sehr theilnehmend gegen mich und bestrafte die Schuldigen streng.

Ohne weitere merkwürdige Vorfälle gelangte ich

über Freiberg, Dresden, Großenhayn, Luckau und Mittenwalde in den ersten Tagen des Mai's 1815 nach meiner Vaterstadt.

Wie mir zu Muthe war, als ich von den Rollbergen Berlin vor mir ausgebreitet sah, ist schwer zu beschreiben: ich freute mich und freute mich auch nicht. Eine Menge Gedanken, wie ich in größerer Entfernung von meinem Vaterlande selten gehabt, durchkreuzten meinen Kopf. — Wirst du deine Mutter und deine Geschwister wiederfinden? wirst du sie Alle wiederfinden? in welcher Lage wirst du sie wiederfinden? wirst du nicht vielleicht in deiner Heimath ein Fremdling sein? — diese und andere Gedanken gingen mir im Kopfe herum und erregten in meinem Herzen wenig Freude darüber, daß Berlin vor mir lag. Eben so waren meine Gefühle, als ich durch das Dresdner Thor einpassirt war: ich betrachtete Alles, als wäre ich in einer fremden, verödeten Stadt; denn, wie bekannt, ist am Werkeltage der Weg über das Köpnicker Feld nach der Dresdner Straße sehr menschenleer. Erst als ich weiter in die Stadt kam, und, meines dazumal auffallenden Anzuges wegen, von vielen Vorübergehenden angehalten und nach meinem Vaterlande, nach meinen Schicksalen u. s. w. gefragt wurde, zerstreuten sich meine Gedanken; aber es vergingen dadurch ein Paar Stunden, ehe ich die Stadtvoigtei erreichte.

Als ich in der Polizeistube die Erlaubniß erhalten hatte, meine Angehörigen aufzusuchen, und die

Ordre, mir eine Aufenthalts-Karte zu holen, sobald ich sie gefunden, begab ich mich mit klopfendem Herzen nach der Fischerbrücke, wo meine Mutter bei meiner Abreise wohnte. Es war für mich aber keine Beruhigung, als der theilnehmende Wirth, Herr E., mir sagte, daß sie schon vor sieben Jahren ausgezogen sei, er sich jedoch nicht mehr erinnern könne, wohin sie sich begeben habe.

Darüber nachdenkend, fiel mir der vor acht Jahren schon ziemlich bejahrte Vormund von uns Geschwistern ein. Ich ging nach seiner damaligen Wohnung in der Charlottenstraße. Er wohnte nicht mehr hier —: aber ich bekam die mir neue Hoffnung gebende Nachricht, daß er noch lebe und nach der Jägerstraße gezogen sei. Ich eilte hin. Herr K. war nicht zu Hause, aber sein Sohn, ein ehemaliger Spielkamerad von mir: ich hatte also doch schon eine bekannte Seele aufgefunden. Nach der Wiedererkennungs-Scene gab er mir die frohe Kunde, daß noch Keiner meiner Angehörigen gestorben, wohl aber mein Bruder W. seit drei Jahren aus Berlin gegangen sei und man sein Schicksal nicht wisse; doch wußte er die Wohnung meiner Mutter nicht; hingegen bezeichnete er mir das Haus in der Charlottenstraße, in welchem ich meinen jüngsten Bruder D. als Lehrling finden würde.

Ich trat in das Zimmer des Herrn T. und fragte nach seinem Burschen D. „Sie sind gewiß sein Bruder!" sagte der gute ältliche Herr. Ich war über seine Divinationsgabe etwas erstaunt und bestätigte seine Vermuthung. „Das habe ich Ihnen

am Gesicht angesehen!" fuhr Herr T. fort, und wünschte dann, daß ich ihm die Freude gönnen möge, meinen Bruder zu überraschen. Ich wunderte mich zwar, daß er, trotz meines gebräunten Gesichts, Aehnlichkeit zwischen mir und meinem Bruder gefunden hatte; doch brachte ihn wohl der Umstand, daß ein Deutscher in fremdartiger Kleidung seinen Lehrling sprechen wollte, und weil er wußte, daß dieser seit langen Jahren einen Bruder in der weiten Welt hatte, auf seine Vermuthung.

Als mein Bruder, welcher elf Jahre alt war, als ich Berlin verließ, in die Stube trat, fragte ihn sein Lehrherr: „Kennst Du den Mann hier?" — D. sahe mich mit großen Augen an, schüttelte verwundert den Kopf und sagte: „Nein!" — „Er bringt Nachrichten von Deinem ältesten Bruder!" sprach Herr T. Ich aber konnte mich nicht länger halten und nannte meinen Bruder beim Vornamen. — Nun gingen ihm die Augen auf. „Du selbst bist Carl!" rief er und eilte mir entgegen. —

„Komm nur gleich zu der Mutter, sie wohnt in der Kronenstraße!" sagte er darauf und faßte meine Hand. Herr T. verlangte, daß ich bei ihm erst etwas essen sollte, und schenkte mir einen neuen Hut. Nachher schritt ich mit meinem Bruder Arm in Arm in seltsamer Gruppe über die Straßen: der Eine ein Jüngling von weißem, feinem Gesicht in Civiltracht, der Andere in altem Französischen Kaputrock und gebräunt wie ein Indianer, dabei älter und finsterer scheinend, als er war. Unterwegs erfuhr ich von D., daß unser Bruder W. 1812 nach Hamburg ge-

gangen sei und seitdem nichts von sich habe hören lassen, daß alle übrigen Geschwister bei der Mutter wohnten und Alles gesund wäre, und daß, da Bruder L. jetzt guten Verdienst habe, es Allen so ziemlich wohl gehe.

Mit hochschlagendem Herzen gelangte ich in die Wohnung unserer Mutter. „Bist Du's oder bist's Du nicht!" rief sie freudig weinend, als Bruder D. mich ihr vorgestellt hatte, und schloß mich in ihre Arme, während ich, Thränen in den Augen, sie in die meinigen nahm.

Wer eine ähnliche Scene der Wiedervereinigung schon erlebt hat, wird sich die unsrige besser vergegenwärtigen können, als es die Feder eines Schriftstellers im Stande ist.

Meine drei jüngsten Schwestern, die ich als Kinder von acht, sechs und vier Jahren verlassen hatte, waren hübsche, blühende Mädchen geworden. Die zwei Letzteren hatten in den ersten Tagen nach meiner Rückkehr kaum den Muth, mit ihrem verwilderten Bruder brüderlich zu sprechen. Die Andere und die Aelteste hatten mich natürlich besser im Gedächtniß und waren gleich mit mir vertraut. Mein nach mir folgender Bruder L., welcher am meisten zur Erhaltung seiner Mutter und Geschwister beigetragen, war bei meiner Ankunft noch außer dem Hause in seinen Geschäften, und als er zu Hause kam, gab es eine neue Freude des Wiedersehens.

Ich fühlte mich in der ersten Zeit wie neugeboren

unter lauter verwandten, lange Jahre vermißten, guten Seelen.

Nach einigen Tagen bekam ich Condition als Setzer in der Buchdruckerei des jetzt verewigten Herrn H., und konnte nicht allein mich ernähren, sondern auch meiner Mutter eine kleine Unterstützung zufließen lassen.

Zwei Jahre lang lebte ich nun, von der Mutter und den Geschwistern ungetrennt, ruhig und zufrieden. Nun aber trennte sich das erste Glied aus unserem Kreise, und gab dadurch das Signal zu größerer Trennung —: mein beinahe dreißigjähriger Bruder L. nahm sich den Bibelspruch: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!" zu Herzen, fand eine Lebensgefährtin und beweibte sich.

Ich, der zwei Jahre Aeltere, hatte in meinem ganzen Leben noch kein Liebesverhältniß gehabt, auch nicht im Entferntesten jemals daran gedacht, in den Stand der Ehemänner zu treten; jetzt aber erweckte das Beispiel meines Bruders plötzlich in mir die Lust dazu, und ein Vierteljahr nach ihm war auch ich verheirathet.

Die Aelteste meiner Schwestern, ein seelengutes, aber von Jugend an schwächliches Mädchen, war Hülfslehrerin in einer Schul-Anstalt, bis vor fünf Jahren der unerbittliche Tod sie meiner Mutter entriß.

Mein jüngster Bruder ist seit drei Jahren ebenfalls Ehemann.

Zwei meiner andern Schwestern stehen bei Herrschaften in Condition, und nur eine ist bei meiner unbemittelten Mutter.

Von unserm Bruder W. haben wir nicht die geringste Kunde: er ist wahrscheinlich nicht mehr Bürger dieser Welt.

Ich habe eine brave Frau, und deshalb ist es mir ein angenehmes Geschäft, für sie und unsere vier Kinder — drei andere ruhen auf dem Kirchhofe — zu sorgen, und ich habe Vertrauen zur göttlichen Vorsehung, daß sie mir — der ich jetzt beim rechtlichen Sohne des entschlafenen H. in Geschäften bin — Kräfte und Mittel dazu verleihen wird und daß Menschen von Geist und Herz mir, wie früher, dabei ihre Hand reichen werden.

Meine geehrten Leser werden gefunden haben, daß ich meine Lebensgeschichte ohne alle überflüssigen und die Wahrheit entstellenden Schnörkeleien und Zusätze vorgetragen, und es gewiß merkwürdig finden, daß ich so vielen Todesgefahren — welche ich freilich größtentheils selbst herbeilockte — glücklich entgangen bin. Sie werden sich daher auch nicht wundern, wenn ich, durch glücklichen Erfolg ermuthigt, bei einem andern literarischen Unternehmen auf Ihren Beistand rechne. Mein eifrigstes Bestreben wird immer sein, mich möglichst zu vervollkommnen und durch interessante Unterhaltung Ihren Beifall zu erwerben. Ich scheide von Ihnen jetzt mit innigstem Dankgefühl für Ihre Theilnahme! —

Nachwort

Der Zeitraum von 1806 bis 1815, den vorliegende Denkwürdigkeiten umfassen, ist, abgesehen von den weltgeschichtlichen Ereignissen, wohlbekannt durch eine Fülle von Memoiren der großen Welt. Der Bericht eines Wanderburschen und Söldners ergänzt sie auf das abwechslungsreichste, erklärt jedoch keines der großen Zeitgeschehnisse, da solche dem lebenden Geschlecht vertraut und selbstverständlich erscheinen.

Bald nachdem Schwartze seine Heimat verlassen, zogen die Franzosen aus der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt in Berlin ein (27. Okt. 1806), um die preußische Hauptstadt für längere Zeit besetzt zu halten. Das zuerst durchwanderte Sachsen schloß mit Napoleon einen Separatfrieden und trat als Königreich zum Rheinbund über, in Süddeutschland herrschten stillere Zustände, nur durch Werbungen für die Napoleonischen Truppen beeinträchtigt.

Am meisten blühte nach alter Tradition dies Werbegeschäft in den Schweizer Kantonen und war derart verbreitet, daß alle Söldner, gleichviel welcher Nation sie wirklich angehörten, „Schweizer" genannt wurden. Für Spanien, wo der Bourbonenkönig

Karl IV., in unfruchtbare Kämpfe mit England verwickelt, immer abhängiger von seinem „Bundesgenossen" Napoleon wurde, ging die Werbetrommel eifrig durch die Schweiz und Süddeutschland. Das bourbonische Königreich, dessen Regierung im Mai 1808 nach der Abdankung von Karls Nachfolger Ferdinand VII. an Napoleons Bruder Joseph überging, brauchte fortwährend neue Truppen, da man einen Volksaufstand gegen den fremden Herrscher befürchtete.

England, gegen das Napoleon kurz nach dem Einzug in Berlin die Kontinentalsperre verhängte (21. Nov. 1806), unterstützte anfangs durch Geld und Ratschläge, dann durch Truppen die spanischen Insurgenten, so daß in dem Augenblick, als Napoleon auf der Höhe seiner Macht stand, der erste drohende Schatten von Spanien aus nach Frankreich fiel. Wir wissen aus der zeitgenössischen Literatur, welche Hoffnungen die Kreise, die Deutschlands Erhebung vorbereiteten, auf die Kämpfe des spanischen Kriegsschauplatzes setzten.

Josephs Thron, den hunderttausend französische Bajonette stützen sollten, war gegen den Guerillakrieg (d. i. Kleiner Krieg) schwer zu verteidigen, besonders als die Engländer unter Sir Arthur Wellesley militärisch eingriffen. Am 22. Juli 1808 kapitulierten bei Baylen zwanzigtausend Franzosen unter Dupont, und die gesamte Kriegslage gebot den Rückzug über den Ebro.

Diese Nachricht traf Napoleon auf dem Fürstenkongreß von Erfurt, dort wo Talma vor einem

„Parterre von Königen" Voltaires Oedipe spielte. An der Spitze von 300000 Mann, unter denen sich viele Rheinbundtruppen befanden, eilte der Kaiser selbst nach Spanien. Schon am 14. November konnte er der Kaiserin Josephine aus Burgos schreiben: „Hier geht alles einer raschen Entwicklung entgegen. Wir haben Erfolge zu verzeichnen. Das Wetter ist sehr schön."

Nach drei Siegen zog er am 4. Dezember 1808 in Madrid ein.

Doch politische Schwierigkeiten in Paris und Nachrichten von Rüstungen aus Österreich und Rußland riefen Napoleon in den Osten. Wenn auch Saragossa, das Palafox heldenmütig verteidigte, im Februar 1809 sich übergeben mußte, war doch die Spitze des Erfolgs gebrochen, und Wellesley trat immer energischer für Spaniens Befreiung auf den Plan. Nach dem Siege bei Talavesa 1809 wurde er zum Herzog von Wellington ernannt. Der englisch-spanische Sieg bei Vittoria im Jahre 1813 brachte die Entscheidung, König Joseph mußte sich aus Spanien zurückziehen. Die Kämpfe aus dem Frühsommer des Jahres 1811 um Tarragona, die mit dem siegreichen Sturm des Generals Suchet auf diese Festung endigten, waren die letzten Kriegshandlungen, an denen Schwartze in Spanien teilnahm.

Frankreich stand damals vor dem russischen Feldzug, auf dem Wege nach dem Osten besichtigte Napoleon die Truppen in Metz (Seite 165). Voll augenscheinlicher Siegeszuversicht, gestützt auf eine

erzwungene Allianz mit Preußen und auf das mit Österreich abgeschlossene Schutz- und Trutzbündnis, setzte sich der Kaiser an die Spitze der großen Armee.

In Italien herrschten die von Napoleon eingesetzten Dynastien, zu deren Schutz französische Söldnertruppen — die sogenannten Fremdenregimenter — gerne zugezogen wurden. Die zu höchst aufragende Persönlichkeit war König Joachim I. Napoleon, wie sich Murat nannte, als Herrscher beider Sizilien. Er regierte jedoch nur in Neapel, denn Sizilien war unter dem Schutz der englischen Flotte im Besitz der Bourbons geblieben; die stete Kampfbereitschaft der Küstenplätze war diesem Umstand zu verdanken. Als der russische Feldzug begann, blieb Napoleons Schwester, die Königin Caroline, als Regentin in Neapel zurück, während Murat als Anführer der Kavallerie am Kriege teilnahm und im Dezember 1812, nachdem der Kaiser die Armee verlassen hatte, den Oberbefehl für den Rückzug von Smolensk nach Wilna übernahm. Doch bald fuhr er von Wilna auf kurze Zeit nach Neapel und leitete von dort geheime Verhandlungen mit Österreich und England ein, obwohl er in den Kämpfen des Jahres 1813 als Heerführer an Napoleons Seite kämpfte. Daß ihm sein Doppelspiel schließlich das Leben kostete, ist bekannt. Nach der Schlacht bei Leipzig verließ er das Heer, schloß sich an Österreich an und zog gegen den Vizekönig Eugen (Beauharnais) von Oberitalien zu Feld. Da indessen die Bourbons in Paris und die Engländer seine Absetzung verlangten, und sich die Wiener Verhandlungen zu seinen Ungunsten anließen, setzte er

sich mit Napoleon auf Elba in Verbindung. Auf die Kunde von dessen Landung in Frankreich gab er den Befehl, den Kirchenstaat zu besetzen. Zu den hierzu bestimmten Truppen gehörte wohl auch die Kompanie, aus der Schwartze, bevor das Unternehmen begann, zu entfliehen vermochte.

Es war um die Zeit, als der Wiener Kongreß den Versuch seines Friedenswerkes abschloß und der allgemeinen Sehnsucht nach Ruhe und Ordnung durch das Schlagwort der Legitimität Ausdruck gab. Die Freiheitskriege hatten ihr Ziel erreicht, die Herrschaft des europäischen Diktators war vernichtet. Im Kirchenstaat und in Toskana richtete sich das väterliche Regiment der Kurie und des Großherzogs wieder ein, als der ehemalige Söldner den Heimweg antrat, die Lombardei, Tirol und Salzburg kehrten unter die kaiserliche Gewalt zurück, Bayern erstreckte sich bis zu seinen heutigen nördlichen Grenzen. Überall beginnt die Biedermaierzeit ihr behagliches Wesen zu entfalten, und wer in abenteuerlicher Existenz bisher sein Leben gefristet, sucht in das bürgerliche Dasein dauernd einzuschlüpfen.

Das Gesicht der Zeit hat gründlich gewechselt. Der gewaltigen Hand, die seit zwei Jahrzehnten die Staaten Europas durcheinandergeworfen, ihre Kronen vergeben und genommen, ihre Bevölkerungen nach äußeren Gründen verteilt und zusammengebracht hatte, war die Macht entwunden, und es galt jetzt, im großen wie im kleinen, im Volk wie im Einzelleben die aus den Fugen gegangene europäische Welt wieder einzurichten, die verschobenen, beschädigten, zum

Teil verwitterten Steine und Steinchen zu einem neuen, wohnlichen Gebäude zusammenzufügen. Dabei wurden aus den Soldaten der aufgelösten Truppen in der Heimat zumeist ordentliche, werktätige Menschen. Dies ist ein besonderes Charakteristikum aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts, das aus vielen Merkmalen und manchen Stellen der zeitgenössischen Literatur erkenntlich ist.

Alexander v. Gleichen-Rußwurm

Anmerkungen

[1]) 1786.

[2]) Die Haude- und Spenersche Zeitung, berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen, stand seit 1777 unter der Leitung von Johann Karl Philipp Spener, dem bekannten Schriftsteller, und war lange das führende Berliner Blatt.

[3]) Charles James Fox, englischer Politiker und Staatsmann, geb. 1749, gest. 1806.

[4]) Benjamin Constant de Rebeque, französischer Schriftsteller und Politiker, geb. 1767, gest. 1830.

[5]) Colonie der französischen Réfugiés — der aus Frankreich ausgewiesenen Reformierten —, die seit dem Potsdamer Edikt von 1685 in Brandenburg besondere Vorrechte genossen.

[6]) Veit Weber, Sänger historischer Volkslieder aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts. Sie waren in mancher Sammlung des 18. Jahrhunderts enthalten und sind neu in Liliencrons Werk „Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert" Band II abgedruckt.

[7]) Rinaldo Rinaldini, Räuberroman von Goethes Schwager Ch. A. Vulpius, erschienen 1799.

[8]) Schinderhannes wurde Johannes Bückler genannt, ein bekannter Räuber, geb. 1779 in der Grafschaft Katzenellnbogen. An der Spitze einer Bande plünderte er die von den Jahrmärkten heimkehrenden Kaufleute, stellte aber auch gegen Geld Sicherheitskarten aus. Von einem Streifkommando gefangen, wurde er 1803 in Mainz hingerichtet. Sein Leben ist im Neuen Pitaval, 6. Band der neuen Serie, Leipzig 1852, beschrieben.

[9]) Bekannte Sänger der Berliner Oper. Franz Wild, Tenorist aus Wien, kam 1816 nach Berlin, dann als Kammersänger nach Darmstadt, schließlich an die italienische Oper in Paris (geb. 1792).

[10]) = Meilen.

[11]) Diese berühmte, heute noch sehenswerte Brücke liegt in herrlicher Lage am Einfluß der Arèche in die Rhone.

[12]) Gefangene aus der bei Jena geschlagenen preußischen Armee.

[13]) Bekannte Offiziere der napoleonischen Armee in Spanien.

[14]) Zur Erinnerung an Hannibals Kriegszug 219 v. Chr., der durch die Eroberung von „Saguntum" berühmt ist.

[15]) Orte der spanischen Provinz Tarragona.

[16]) Am 25. Februar 1809 war bei Valls, einer Bezirksstadt der Provinz Tarragona, ein Sieg der Franzosen unter Saint-Cyr über die Spanier errungen worden, wobei der Führer der letzteren, der Schweizer Reding, tödlich verletzt wurde.

[17]) Voltigeurs waren leichte Infanterie, von Napoleon 1804 aus kleinen Leuten als Elitetruppe errichtet. Sie standen auf dem linken Flügel und schwärmten im Gefecht.

[18]) Col = gebräuchlich für Einschnitte im Gebirge in den Pyrenäen und im Jura.

[19]) Bei Cervera, einer Stadt in der Provinz Lerida, siegte am 5. September 1810 Sir Macdonald über die Spanier. Die von Philipp V. (1717) gegründete Universität wurde später nach Barcelona verlegt.

[20]) Louis Gabriel Suchet, Herzog von Albufera, französischer Marschall unter Napoleon I., übernahm 1809 das Kommando der in Aragonien kämpfenden Armee. Er schrieb Memoiren über die spanischen Kämpfe, die sein Stabschef veröffentlichte.

[21]) Die Belagerung von Saragossa im Jahre 1808/09 endete mit der blutigen Eroberung der Stadt am 18. Februar 1809 unter dem Marschall Lannes. Die heldenmütige Verteidigung hat Raman Valdidares im Epos „Iberiade" (1826) besungen.

[22]) Mme. Mayer, eine bekannte Berliner Schauspielerin, die in klassischen Rollen sich auszeichnete und in dem Briefwechsel der zeitgenössischen Dichter öfters erwähnt ist.

[23]) Die Kunststraße über den Mont Cenis mit 26 Zufluchtshäusern ließ Napoleon I. 1802—10 erbauen. Der See liegt auf einer Paßhöhe, die eine weite Ebene bildet.

[24]) Die Schlacht von Marengo war am 14. Juni 1800. Napoleon siegte über die Oesterreicher unter Melas. Desaix entschied die von den Franzosen bereits verlorene Schlacht durch kühnen Angriff, bei dem er fiel. General Kellermann führte dann den Angriff durch.

[25]) Im Zweiten Punischen Krieg.

[26]) Bajocco und Scudo sind päpstliche Münzen. Ein Fünf-Lire-Stück heißt in Rom heute noch ein Scudo.

[27]) Siehe Anmerkung 26 (Seite 184).

[28]) Im Jahre 1810 gab Napoleon I. das ihm im Wiener Frieden von 1809 zur Verfügung gestellte Herzogtum Salzburg an Bayern, nach dem Pariser Frieden von 1814 fiel es an Oesterreich.

Auffenberg-Komarów

Aus Österreichs Höhe und Niedergang

Eine Lebensschilderung

Geh. ca. M. 40.–, geb. ca. M. 50.–

Als Autobiographie kennzeichnet der als Kriegsminister und Heerführer vor und im Weltkrieg berühmt gewordene Verfasser in übergroßer Bescheidenheit sein Werk. Und doch ist es weit mehr, ist ein Stück Biographie des österreichischen Staates selbst, dessen „Höhe und Niedergang" fast in parallelen Kurven mit Höhe und Niedergang des einmal so mächtigen Auffenberg verliefen. Wenn ein nach eigenem Ausspruch „bis auf die Knochen" königstreuer, lauterer Mensch wie der Verfasser solche Einblicke in das geheime Gefüge und Getriebe des von allerhöchsten Drahtziehern geleiteten Staatsmechanismus tun läßt — eines von dem Prinzip, das Persönliche über das Sachliche zu stellen, von Despotie und ungerechten Willkürakten bis zum Rande erfüllten Systems — so muß dies wahrhaft erschütternd wirken: nicht minder erschütternd als das persönliche tragische Geschick des Verfassers, der, angefeindet, verleumdet und in seinem Innersten verletzt, doch nie den Ton schlichter Erzählung auf Grund des authentischen Sachverhalts verliert. In der Tat ein menschliches Dokument! Und als solches wiederum von weit über das Persönliche hinausgehender Bedeutung.

*

Drei Masken Verlag München

Adam Müllers Schriften

Herausgegeben von Prof. Dr. Arthur Salz

Das Problem Adam Müller gehört zu den umstrittensten, aber auch anziehendsten der deutschen Literatur- und Geistesgeschichte. Niemand, der auch nur einen Blick in eine der Müllerschen Schriften geworfen, kann sich dem Zauber der genialen Beredsamkeit und kühnen Kombinationsgabe entziehen. Ein besonderes Interesse genießen seine politischen Schriften deswegen, weil sie an der Erklärung und Formung nationaler Geistigkeit den stärksten Anteil haben. Wir hoffen, die geplante Gesamtausgabe, die bisher fehlte, bald erscheinen zu lassen.

Als erste Bände erschienen:

Zwölf Reden über die Beredsamkeit und deren Verfall in Deutschland. Gehalten zu Wien im Frühling 1812

Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur Dresden 1807

Je geh. M. 20.–, geb. M. 26.–, auf holzfr. Papier in Ganzlein. M. 45.–

Später werden folgen:

Die Lehre vom Gegensatz / Die Elemente der Staatskunst

Auswahl aus Friedrich von Gentz' Schriften

Herausgegeben von Dr. Hans von Eckardt

Mit zahlreichen Bildbeigaben und bisher unveröffentlichten Briefen

Unsere neue Gentz-Ausgabe wendet sich an jeden politisch interessierten Gebildeten. Der Herausgeber hat es verstanden, allen überflüssigen Ballast zu beseitigen, er hat seine Auswahl so geschickt getroffen, daß wir den klassischen Publizisten, den leidenschaftlichen Patrioten, den sicheren Diplomaten und Weltmann in all seiner Vielseitigkeit vor Augen sehen. Durch die prägnante Einleitung sowie die Anmerkungen und Erläuterungen erhält die Auswahl ihren besonderen Wert. — „Europa ist durch Deutschland gefallen, durch Deutschland muß es wieder emporsteigen!" — In diesem Zeichen wird die Ausgabe ihren Weg finden ins deutsche Volk.

Erster Band: Friedrich von Gentz' Staatsschriften aus der Zeit deutscher Not (1804—1813)

Zweiter Band: Friedrich von Gentz und die deutsche Freiheit 1815—1832

*

Drei Masken Verlag München

Otto Krauß

Der Tod im Brokat

Zwei Dichtungen aus der Renaissancezeit

Umschlagzeichnung von S. von Suchodolski

Geh. ca. M. 14.—, geb. ca. M. 20.—

Inhalt

Ginevra

Nachtgesichte oder Die Gespräche der Borja

Die Heimkehrenden
Der Brief
Das Opfer
Der Empfang
Die Gespräche in der Nacht und das Intermezzo
Einführung
Das erste Gespräch
Intermezzo
Das zweite Gespräch
Epilogisch
Das Gastmahl
Finale

*

Diese überaus kunstvoll ziselierten Dichtungen enthalten Schilderungen von großer Farbenpracht. Der Charakter der italienischen Renaissance-Menschen, denen der Mord nur ein Kinderspiel ist, die das Töten zu raffinierter Kunst erhoben, tritt plastisch in Erscheinung. Die Sprache ist wie aus Marmor gemeißelt und mit üppigen Blüten geschmückt. In das Rimini des Sigismondo Malatesta führt die Dichtung „Ginevra" — des Malatesta, der Ginevra von Este tötet, weil er sich ihrem Liebesjoch nicht beugen will. Und das Rom Alexanders VI. schildern die „Nachtgesichte". In Alexanders Söhnen Juan und Cesar Borja personifiziert sich der den gedanklichen Inhalt der Dichtung bildende Gegensatz zwischen dem Geistigen und Sinnlichen, zwischen dem schwerblütigen Grübler und dem gewalttätigen Triebmenschen, der über jenen kalt hinwegschreitet.

*

Drei Masken Verlag München

Neue Bühnenwerke

*

Erich Mosse

Der Tod und die Maske

Ein Drama

Geh. M. 15.–, geb. M. 18.–

Lion Feuchtwanger

Der Amerikaner

oder

Die entzauberte Stadt

Eine melancholische Komödie

Alexander Zinn

Fegfeuer

Ein Schauspiel

Friedrich Eisenlohr

Abenteurer

Ein Schauspiel

Der Skandal

Eine Komödie

Masken

Eine Komödie

*

Drei Masken Verlag München

Neue Bühnenwerke

*

Erich Mosse

Der Tod und die Maske

Ein Drama

Geh. M. 15.–, geb. M. 18.–

Lion Feuchtwanger

Der Amerikaner

oder

Die entzauberte Stadt

Eine melancholische Komödie

Alexander Zinn

Fegfeuer

Ein Schauspiel

Friedrich Eisenlohr

Abenteurer

Ein Schauspiel

Der Skandal

Eine Komödie

Masken

Eine Komödie

*

Drei Masken Verlag München

G 1407 H E: H ZT

DC 198 .S3
Wahre und abenteuerliche Leben
Stanford University Libraries
3 6105 041 387 296

DC
198
S3

DC198 Schwartze
S3

Stack
Return this book on or before date due.